germ.
94

P. o. germ. Wieland
1594 ng/J - 44

GESCHENK
FRESENIUS

<36624531820017

<36624531820017

Bayer. Staatsbibliothek

44. Bd.

G. Opiz del. Jos. Stöber sc.

Zu Nadine. (7r Bd.)

C. M. Wielands
sämmtliche Werke

Vier und vierzigster Band.

Herausgegeben
von
J. G. Gruber.

Aesthetische, kritische und literar-historische Werke.
Erster Band.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen 1826.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

GESCHENK
FRESENIUS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Timoklea. Ein Gespräch über scheinbare und wahre Schönheit.
Theages. Ueber Schönheit und Liebe.
Ueber das Verhältniß des Angenehmen und Schönen zum Nützlichen.
Sendschreiben an einen jungen Dichter.
Die Kunst aufzuhören.
Die sterbende Polyxena des Euripides.
Ueber die Frage: Was ist Hochdeutsch?
Die Titanomachie.

Timoklea.

Ein Gespräch über scheinbare und wahre Schönheit.

1754.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht.

Dieses Gespräch wurde im Jahre 1754 zum Gebrauch einer liebenswürdigen jungen Freundin des Verfassers aufgesetzt, und erschien ein Jahr darauf mit einigen Veränderungen zum ersten Mal im Angenehmen mit dem Nützlichen. Der Sokrates, der hier redend eingeführt wird, ist freilich von dem Sokrates, wie ihn der Verfasser sich jetzt vorstellt, wenigstens eben so verschieden, als auch dieser es vielleicht von dem wirklichen Sokrates ist. Da man aber für gut fand, dieses kleine Stück, seiner Mängel ungeachtet, bloß darum, weil es der erste Versuch des Verfassers in der dialogistischen Kunst war, in die gegenwärtige

Sammlung aufzunehmen, so war es zweckmäßig (einige Kleinigkeiten in der Sprache ausgenommen) nichts daran zu ändern, um es Liebhabern solcher Ausmessungen leichter zu machen, die Fortschritte, die er binnen vierzig Jahren in dieser Kunst gemacht haben mag, durch den Punkt, wovon er ausging, genauer zu bestimmen. Seit einem Paar Jahrzehenden ist der Weg freilich nach und nach gebahnter worden.

Timokleens Vater war ein naher Verwandter und vertrauter Freund des Sokrates. Dieser konnte daher wohl die Gelegenheit haben, dieses Mädchen in ihrem Putzzimmer zu sehen, welches, nach Griechischen Sitten, einem Fremden nicht angegangen wäre. Sokrates traf sie wirklich einmal, wie die Geschichte sagt, an ihrem Putztische an, da die Sklavin, welche ihr aufwartete, eben mit ihrem Kopfschmuck, zu einem Feste, wobei sie mit andern jungen Mädchen öffentlich tanzen sollte, fertig war. Ihre Locken waren auf das zierlichste gerollet, in allerhand Figuren, Schnecken und Rosen gewunden, und mit Perlen und Blumen künstlich durchflochten. Man weiß, daß der Geschmack der Griechen im Putz der Weibspersonen so fein war, als in allen andern Sachen; sie raffinirten über den Kopfschmuck eben so sehr, aber vielleicht nur nach richtigern Verhältnissen, als die heutigen Pariserinnen.

Nachdem Sokrates Timokleen, welche damals in der Blüthe der Jugend und Schönheit stand, eine kleine Weile mit dem weisen Lächeln, welches ihm eigen war, angesehen hatte, (so wie etwa ein äthe-

rischer Geist auf die Schwachheit der Menschen herunterlächeln würde) sagte er zu ihr: Es scheint, o Timoklea, daß du es an dir nicht fehlen lassen willst, dem Fest der Diana Ehre zu machen, und deine Mitbürger zu vergnügen; denn du bist so schön geputzt, daß du die Nymfen der Göttin selbst überglänzen könntest.

Du bist mir zu einer recht gelegnen Zeit gekommen, versetzte das Mädchen. Ich will dich etwas fragen, Sokrates, und ich hoffe, daß du mir ganz gewiß die rechte Antwort geben wirst; denn ich weiß, daß du noch nie was anders als die Wahrheit gesagt hast. Ich traue diesem Spiegel nicht; und dieser Sklavin noch viel weniger. Sage mir doch, ob ich schön bin oder nicht? Gefalle ich dir? Du weißt, bei was für einer Gelegenheit ich mich sehen lassen muß.

Wenn ich dich recht verstanden habe, versetzte Sokrates, so ist es einem, der nicht blind ist, leicht, auf die Frage zu antworten. Deine Farbe ist sehr lebhaft, deine Augen haben ein sanftes lächelndes Himmelblau, deine Wangen sind wenigstens so schön als des Mädchens, welches Anakreon seinem Maler vorzeichnet, und du bist so schön geputzt, als eine Persianerin. Ist das nicht genug?

Timoklea erröthete ein wenig bei dieser Beschreibung, und antwortete mit einrr etwas zerstreuten Miene: Mein Vater hat oft gesagt, daß du nicht

schmeicheln könnest; ich glaube also dem Sokrates, auch so gar, wenn er mir sagt, daß ich schön sey; und ich werde es in der That auch nöthig haben, denn meine Gespielinnen sind alle so reitzend wie Grazien; ich möchte einen so lieblichen Kranz nicht gerne verunstalten.

Sei deßwegen ohne Sorge, sagte Sokrates, du bist so schön, als man für den ersten Anblick seyn kann. Aber erlaube mir nun, daß ich, zur Belohnung für das Vergnügen, welches ich dir durch diese Versicherung mache, auch dir eine kleine Frage vorlege.

Timoklea. Ganz gern.

Sokrates. Warum stehet diese Rose vor deiner Stirn? Vermuthlich hast du der lächelnden Göttin ein Gelübde gethan, daß du ihrer Blume bei einer so festlichen Gelegenheit eine außerordentliche Ehre erweisen wollest?

Timoklea. Wie kommst du doch auf einen so seltsamen Einfall? Es ist ja ganz natürlich, daß sie mit zu dem übrigen Kopfschmuck gehört.

Sokrates. Diese Rose ist also da, dich zu verschönern?

Timoklea. Wozu sonst?

Sokrates. Was meinst du wohl, Timoklea, wenn ein Pfau sich einfallen ließe, er sey, so wie ihn die Natur gemacht hat, nicht schön genug, und er wollte sich mit fremden Federn verbessern, würde

er Federn von einem schönern Vogel nehmen, oder würde er sie einem Sperling oder Raben entwenden?

Timoklea. Ohne Zweifel würde er sie von einem schönern nehmen.

Sokrates. Er gestände also dadurch, daß der Vogel, mit dessen Federn er sich putzte, schöner sey als er selbst.

Timoklea. So scheint es.

Sokrates. Du hältst also ebenfalls die Rose für schöner als dich selbst, weil du glaubst, daß deine Schönheit ohne sie mangelhaft seyn würde?

Timoklea. Du hast mich erwischt, Sokrates, ich hätte dir oben anders antworten sollen. Ich hätte sollen sagen: Die Rose steht nur da, damit die Zuschauer sie mit meinen Wangen vergleichen, und den Ausschlag zu meinem Vortheil geben.

Sokrates. Du bist sehr verwegen, Mädchen! Du hättest keine Blume wählen können, die dir den Sieg leichter streitig machen könnte. Ich will dir indessen gerne zugeben, daß die Farbe deiner Wangen für einen Jüngling, oder auch für uns Alte, etwas angenehmers habe, als die Farbe der Rose: denn so stolz wirst du doch nicht seyn, und verlangen, daß deine Farbe an sich selbst schöner sey als der Rose. Da würdest du alle Schmetterlinge und Rosenkäfer gegen dich haben: und der Beifall eines Käfers ist für die Rose so gültig, als für dich das

Lob eines Jünglings. Es kommt sehr viel auf die Augen und die Gemüthsverfassung des Sehers gegen dich an. Cefise wird dich gewiß nicht des zehnten Theils so schön finden, als Chaerefon. Dieser siehet dich mit Begierde, und jene halb mit Triumf, und fast mehr als halb mit Furchtsamkeit an. — Aber antworte mir jetzt nur auf dieses: Glaubst du nicht, daß die Rose so schön ist als sie seyn kann? Du kannst nur diese hier zur Probe nehmen. Ich halte es für unmöglich, daß sie Zeuxis mit aller seiner Kunst, so schön wie sie ist, abmalen könnte. Wie voll, wie frisch, wie glühend ist sie! Welch eine zierliche Figur der Blätter! Welche zarte Schattirung der Farbe! Wie lieblich spielen diese kleinen blauen Adern aus der durchsichtigen Röthe! Gewiß, sie ist eines von den schönsten Geschöpfen, welches Gott vielleicht nach irgend einem himmlischen Modell gebildet, und unsrer Erde geschenkt hat. — Gesetzt nun, es gäbe irgend eine schönere Blume als die Rose ist, sie wäre aber aus der Art geschlagen, oder in ihrer Entwicklung vom Reif versenkt, oder von Raupen zerfressen: so würdest du nicht sagen können, daß dieselbe Blume, in einer solchen verderbten Beschaffenheit, so schön sey als diese Rose in ihrer blühenden Pracht.

Timoklea. Nein, diejenige ist ohne Zweifel schöner, welche gerade das ist, was sie seyn soll. Aber was willst du damit sagen?

Sokrates. Ich will damit sagen, daß Cefise nicht so schön ist, als diese Blume. Ihre Leibesbildung ist zwar so symmetrisch, als sie nur immer ein Alkamenes aussinnen mag; ihre Wangen sind wie Rosen unter Lilien; sie gleicht in gewissen Augenblicken einer vollkommen schönen Bildsäule. Aber wenn sie bei der Erzählung einer tugendhaften That eben so gleichgültig bleibt als diese Bildsäule; wenn sie, statt einer klugen Antwort nur perlenfarbene Zähne weist; wenn sie die Stirn in Falten ziehet, sobald sie ein anderes Mädchen loben hört; wenn sie in Gegenwart eines klugen Menschen eine halbe Stunde lang mit ihrer Wachtel schwatzt, oder tausend wunderliche Figuren und Minauderien macht, um unsre jungen Sybariten zu fangen, dann kann ich in der That nicht glauben, daß Cefise so schön sey, als sie seyn könnte.

Timoklea. Wenn Cefise so ist, so ist sie wahrlich dem Bilde sehr unähnlich, welches mir in einem unserer Poeten ungemein gefallen hat. Ich erinnere mich so oft daran, daß es mir sogar zuweilen im Traum vorkommt. „Die liebenswürdige Pasithea gefällt allen, die sie sehen; aber ein Weiser, der sie sieht, muß sie lieben. Ihre Augen lächeln wie ein heiterer Abendhimmel, und die Sittsamkeit wohnt auf ihren unverstellten Wangen. Wenn sie spricht, so ist der Inhalt ihrer Worte so harmonisch als ihre Stimme; ihre Empfindungen

sind aufrichtig, gütig, und unschuldig wie ihre Blicke. In ihren Geberden ist Anstand, ihre Kleidung ist einfältig und zierlich. Sie liebt ihre Schwester so zärtlich, als ob sie nicht schöner wäre; und ihre liebste Bemühung ist, einer Mutter zu gefallen, nach deren Erinnerungen und tugendhaften Sitten sie sich zu bilden trachtet. Wenn die Grazien, welche die Tugend begleiten, eine irdische Gestalt annehmen wollten, so würden sie die deine annehmen, o Pasithea; beim ersten Anblick ist man geneigt dich für liebenswürdig zu halten; je mehr man dich kennt, desto gewisser wird man, daß du es bist.“ Die Stelle ist lang, aber findest du nicht, Sokrates, daß sie so schön sey, als ich sie empfinde?

Sokrates. Du hast sie in der That mit einer Miene voll Empfindung hergesagt. Aber kennest du diese schöne Pasithea? Wohnt sie in deiner Nachbarschaft? ist sie deine Freundin?

Timoklea. Leider, nichts von dem allen. Ich habe sie nie anders als im Poeten gekannt.

Sokrates. Das ist mir leid. Mich dünkt, ein Mädchen habe nicht eher das geringste Recht, sich für schön zu halten, bis sie dieser Pasithea recht ähnlich ist, sie mag nun seyn, wo sie will. Aber weil du doch in ihr bloßes Bildniß schon so verliebt bist, so wirst du dich ohne Zweifel auch bemüht haben, ihr gleich zu werden, so daß du es ent-

weder jetzo schon bist, oder es doch nächstens völlig werden wirst. Was meinest du dazu, Timoklea?

Timoklea. Ich meine — daß es sehr schwer sey, von sich selbst zu reden; und wie viel schwerer muß es einem Mädchen von meinem Alter seyn, von welchem man nicht wohl erwarten darf, daß es sich selbst kenne. Wenn ich aber ja eine genauere Antwort geben soll, so finde ich mich dem Bilde dieser Pasithea in manchen Stücken nicht unähnlich, (die blauen Augen nicht mitgerechnet.) Wenn ich mich aber deßwegen für schön genug halten wollte, so würde mir etwas in meinem Busen widersprechen, welches sich gar oft hören läßt, wenn mich der Spiegel oder meine Sklavinnen eitel machen wollen.

Sokrates. Du glaubest also, daß du nöthig habest, dich schöner zu machen, wenn du nicht leiden willst, eben sowohl als Cesise, von der Rose an deiner Stirne beschämt zu werden.

Timoklea. Ja freilich.

Sokrates. Und zu deiner Verschönerung wirst du andere Mittel nöthig haben, als Kräuseleisen, und Perlenschnüre und Arabische Salben. Denn an diesen kann der Fehler in der That nicht liegen.

Timoklea. O wie würdest du mich verbinden, guter Sokrates, wenn du mich diese Kunst schöner zu werden, lehren wolltest, welche gewiß niemand besser kennt, als du. Du würdest die lernensbegierigste Schülerin an mir haben. Von meinen ersten

Empfindungen an, habe ich die zärtlichste Neigung gegen das Schöne und Anständige gehegt; sie ist mit den Jahren gewachsen, aber ich fürchte daß man mich das, was das Schönste und Vortrefflichste ist, noch nicht, oder nur sehr wenig kennen gelehrt hat.

Sokrates. Wir werden schwerlich noch Zeit haben, unsre Unterredung fortzusetzen: du wirst nun bald vor dem Tempel seyn müssen.

Timoklea. Sey unbesorgt, Sokrates. Es sind noch zwei Stunden, bis das Opfer angehen wird: und alsdann werden mich etliche meiner Freundinnen abholen. Bis dahin werde ich noch vieles von dir hören können!

Sokrates. Aber würdest du diese kurze Zeit nicht besser vor dem Spiegel anwenden können, als mit mir? Bist du auch gewiß, daß jede Schleife, jede Locke an dem rechten Platz, und in der besten Lage ist? Und wenn auch hierin im geringsten nichts fehlt, so wird es doch ein großes Vergnügen seyn, alle diese Reitzungen vor dem Spiegel zu mustern, und sich als die Besitzerin derselben zu denken. Dieses Vergnügen muß in der That ungemein groß seyn; denn ich höre, daß viele Mädchen in Athen halbe Tage in dieser entzückenden Beschauung zubringen; ja, daß einige sogar mit der Morgenröthe aufstehen, um diese Wollust desto länger zu genießen, von welcher sie urtheilen, daß sie den Schlaf über-

wiege. Müßte ich mir nicht ein Gewissen machen, dich von so süßen Selbstbetrachtungen abzuhalten?

Sokrates sagte dieß mit einem ironischen Lächeln, welches dem guten Mädchen ein wenig weh that. Sie erheiterte sich aber augenblicklich wieder, und indem sie ihn mit Blicken, in welchen die Aufrichtigkeit ihrer Worte ausgedrückt war, ansah, sagte sie:

Ob mir gleich mein Gedächtniß vielleicht keine Ehre macht, so läugne ich doch nicht, daß ich mit Vergnügen in den Spiegel sehe. Aber du darfst mir glauben, Sokrates, daß das Vergnügen, daß ich in deiner Gesellschaft finde, von einer viel edlern Art, viel sanfter und reiner, als jenes ist, welches ich nie ohne Vermischung mit Eitelkeit, Eifersucht, oder Begierde zu schimmern und bewundert zu werden, empfunden habe. Das Vergnügen, das ich genieße, wenn ich dich reden höre, scheint meiner Seele viel eigener und natürlicher. Ein jeder Gedanke, den du in mir erweckst, macht mir eine so große Freude als ob ich etwas sehr kostbares gefunden hätte. Ich glaube gewiß, daß ich von dir lernen kann, wie man es machen muß, um wahrhaftig schön und trefflich zu seyn; und wie könnte ich mich betrügen, da ich dich für so menschenfreundlich halte, daß du dich die Mühe nicht dauern lassen wirst, die du deßwegen an mich wenden müßtest?

Sokrates. Diese Gesinnungen nehmen mich ganz ein, liebe Timoklea. Deine Miene hat mich

nicht getäuscht, da sie mir gleich Anfangs eine liebenswürdige Seele auszudrücken schien: du bist es in der That würdig, weit über die gedankenlosen rosenwangigen Mädchen hinweg gesetzt zu werden. Ich sehe dich zwar schon auf einem so guten Wege, daß du, auch ohne fremde Hülfe, bloß durch dein gutes Naturell zu keiner geringen Vortrefflichkeit würdest haben kommen können. Indessen würde ich mich doch freuen, wenn ich dir behülflich seyn könnte, früher und leichter so schön und gut zu werden, als es nöthig ist, um einer wahrhaftigen Glückseligkeit fähig, und der Liebe aller Tugendhaften würdig zu seyn. Die Weisheit ist nicht schwer. Alles hängt bloß davon ab, daß man eine kleine Reihe von Wahrheiten deutlich einsehen lerne, und von ihrem unschätzbaren Werth, von ihrer göttlichen Schönheit so eingenommen werde, daß man sie zu beständigen Regeln seines Lebens mache. Das meiste hierbei thut ein gefühlvolles und redliches Herz; dieses kommt dem Verstand allezeit zu Hülfe; und wie die Exempel nicht selten sind, daß jemand durch die Liebe mit einer bewundernswürdigen Behendigkeit zur Vollkommenheit in einer Wissenschaft oder Kunst gestiegen ist: so ist kein Zweifel, daß man in der Bestrebung nach Weisheit und Tugend viel weiter kommen wird, wenn die Seele schon mit edeln Begierden nach dem Schönen und Vortrefflichen angefüllt ist. Damit aber unsere Unterredung zu ihrem Zweck komme, so

erlaube mir, dich zu fragen, o Timoklea, wo nach deiner Meinung eigentlich die Quelle der Schönheit zu suchen sey?

Timoklea. Ich verstehe deine Frage noch nicht genugsam, um darauf antworten zu können.

Sokrates. Ohne Zweifel ist dir das Wort Schönheit undeutlich. Ich nehme es jetzt in keinem andern als dem gemeinen Sinn, worin es von jedermann genommen wird, wenn man sagt, eine schöne Person, ein schönes Gesicht, eine schöne Blume u. s. w. Meine Frage aber will ich dir durch ein Gleichniß verständlicher machen: Wenn du in einem Brunnen das Bild einer Nymfe oder sonst eines schönen Dings erblicktest, so würde dir augenblicklich einfallen, daß dieses nur ein Schattenbild von einem wirklichen Wesen sey, und du würdest dich nach dem gegenüberstehenden Urbild umsehen. Oder wenn ich beim Anbruch des Tags die dünnen Wolken, die um den Horizont schweben, mit so angenehmen und immer höhern Farben beworfen sehe, so schließe ich daraus auf die Ankunft der Sonne, von welcher ich weiß, daß diese Farben ausfließen; da die Wolken an sich selbst, wie das Wasser, aus welchem sie entstehen, nur dunkle Körper sind. Die Sonne ist also eigentlich die Quelle der Schönheit dieser vielfarbigen Morgenwolken; und nun frage ich, in dem gleichen Verstande der Worte, was die Quelle der Schönheit des Leibes sey?

Timoklea. Ich glaubte nicht, daß es mit der Schönheit die gleiche Bewandtniß habe, wie mit dem Schatten im Wasser, und dem Urbilde desselben. Ich hielt sie für etwas, das für sich selbst besteht; aber es scheint, daß du es anders findest, und ich werde mich gern unterrichten lassen.

Sokrates. Die wahre Beschaffenheit der Sache ist leicht herauszubringen. Du kennest ohne Zweifel die Tochter des Kallinous, welche noch kürzlich für eine der schönsten Personen in Athen gehalten wurde. Jetzt unterscheidet sie sich zu einer Zeit, da sie in der Blüthe der Jugend stehen sollte, durch eingefallene Augen, eine bleiche Farbe, und so verdrießliche Gesichtszüge, daß man sich fürchtet, ihr unter die Augen zu sehen. Man sagt, Parrhasius habe sie jüngst zum Muster genommen, da er die Mißgunst in sichtbarer Gestalt zeigen wollte. Und wo mag diese Veränderung hergekommen seyn? Sie ist nie krank gewesen. Aber sie ist seit einem Jahr in das Spiel so vernarrt worden, daß sie mit etlichen sogenannten Freundinnen von gleicher Art, Tag und Nacht damit vertreibt. Beim Spiel hat sie so viel Gelegenheit zu widrigen und unedeln Leidenschaften gehabt, daß ihre Gesichtszüge endlich ganz verkehrte Falten bekommen haben. Eine herrschende schlimme Leidenschaft, es sey nun Neid oder lasterhafte Liebe, kann in kurzer Zeit aus einer Gra=

zie ein Schreckbild machen. Du siehest also, daß auch die äußerliche Schönheit vielmehr von der Seele abhängt, als man insgemein aus Mangel der Ueberlegung meint.

Timoklea. Demungeachtet sind doch viele Leute, welche sowohl sich selbst für schön halten, als von andern dafür gehalten werden, von denen man schwerlich wird sagen können, daß sie ihre Schönheit der Seele zu danken haben; es müßte denn seyn, daß ihre Seele geben könnte, was sie selbst nicht hat.

Sokrates. Diese Personen, welche du meinst, sind ohne Zweifel von der Gattung, die wir in der filosofischen Sprache, Halbmenschen oder Amfibia nennen; zweideutige Kompositionen aus streitenden Eigenschaften, gut und böse, schön und häßlich, je nachdem es die Leidenschaften mit sich bringen, deren Sklaven sie sind. Diese Leute können sich unter den Tugendhaften und den Bösen, unter den Weisen und den Narren gleich wohl gefallen, nach Art des Bibers oder Krokodils, die auf dem Lande und im Wasser leben können. Du wirst bei keinem Mädchen von dieser Gattung auch nur eine mittelmäßig beständige Schönheit finden. Ich kenne ein solches Geschöpf, welches ich eher ein Meteor

oder einen Kameleon, als eine Weibsperson nennen möchte. In einer einzigen Stunde habe ich sie zwölferlei Personen spielen sehen. Bald lächelt sie, bald zürnt sie; jetzt sieht sie ganz schwermüthig aus, und augenblicklich darauf tanzt sie wie ausgelassen in der Stube herum. Man sollte denken, daß sie recht darauf raffinire, aus den abgeschmacktesten Fratzengesichtern süße Mienen und bezaubernde Reitzungen herauszuziehen; denn sie sucht eine Geschicklichkeit darin, auf eine fürchterliche Art zu lächeln oder eine angefangene widerwärtige Miene in eine annehmliche zu endigen. Je nachdem man eine solche Kreatur in einer Laune antrifft, nachdem wird man sie häßlich oder schön finden; und also ist sie eigentlich kein Beispiel gegen meinen aus der Erfahrung gezogenen Satz, daß die Quelle der Schönheit in der Seele zu suchen sey.

Timoklea. Ich wünschte doch, daß du deine Gedanken ein wenig genauer aus einander setztest. Denn ob gleich die Seele einen großen Einfluß in die Schönheit des Leibes hat, so scheint es mir doch, daß diese letzte in vielen Stücken von jener unabhängig sey.

Sokrates. Ich hoffe, deinem Begehren durch folgende Vorstellung zu entsprechen. Unser Leib

sowohl als unsere Seele sind von Natur so gebildet, daß sie nicht anders als schön seyn können, wenn sie sich in dem natürlichen Zustande befinden, in welchem alle Geschöpfe sind, wofern sie nicht verderbt werden, das ist, wenn sie gesund sind. Mit einer vollkommenen Gesundheit des Leibes ist die Schönheit desselben nothwendig verknüpft; und eben diese Beschaffenheit hat es mit der Gesundheit der Seele, welche in der Tugend besteht. Jeder Mangel der körperlichen Schönheit kommt von irgend einer Verderbniß her, die in unsrer ungemein feinen und leicht in Unordnung gebrachten Maschine vorgegangen. Es ist aber wohl zu merken, daß zwischen der Gesundheit der Seele und des Körpers kein so genaues Verhältniß ist, daß, wenn das eine krank ist, das andere in eben dem Grade mit leiden müßte. Eine sehr heitere, lebhafte und tugendsame Seele kann in einem kränklichen Gehäuse wohnen; hingegen kann der Seele eines Alcibiades ein sehr gesunder und starker Körper zufallen; und daher kommt es, daß eine Lais oder andere Afterschönheiten von der betrügerischen Art, die unter einer schönen Larve ein verachtenswürdiges Gemüth verbergen, manchmal viele Zeit brauchen, bis sie ihre Schönheit zu Grunde gerichtet haben. Demungeachtet stehen Seele und Leib in einem so genauen Verhältniß mit einander, daß die Gesundheit und Schönheit des Körpers leidet,

je mehr sich die Seele von der Tugend entfernet; und hingegen ordentlicher Weise zunimmt und vermehrt wird, je mehr sich die inwendige Schönheit entwickelt. Insonderheit ist der Einfluß der Seele ungemein spürbar, wenn sie, wie es von rechtswegen seyn soll, der herrschende Theil bei einem Menschen ist. Man versteht unter dem, was man Annehmlichkeiten oder Grazien nennet, nichts anders als diese kleinen Einflüsse, welche die Lebhaftigkeit, Schönheit und Zierlichkeit des Gemüths in den Körper hat; und wenn man genau redet, so unterscheidet man Schönheit und Anmuth, wovon die letzte, eben deßwegen weil sie unmittelbar aus der Seele fließet, weit edler ist als die erste.

Timoklea. Ohne Zweifel ist sie das; sie thut eine viel schnellere und größere Wirkung auf das Gemüth, als die bloße Schönheit. Eine Person kann, ohne das zu seyn, was man insgemein schön nennet, sehr angenehm seyn; und eben dadurch viel beliebter, geschickter zur Gesellschaft als eine eigentliche Schönheit. Mich dünkt, irgendwo gelesen zu haben, daß die meisten Schönen unerträglich seyn; und daß hingegen viele Personen ohne schön zu seyn, eine gewisse namenlose Anmuth besitzen, die einem das Herz abgewinnt. Sage mir nun, Sokrates, ob ich dein System recht gefaßt habe, wenn ichs mir so

vorstelle. Zur vollkommenen Schönheit des Menschen würde erfordert, daß sowohl die Seele, der edelste Theil, als der Leib, jedes ganz und gar in seinem natürlichen Zustande der Gesundheit sich befände. Jene müßte ganz tugendhaft, dieser immer lebhaft und blühend seyn, beide aber in der besten Harmonie stehen. Es findet sich aber, so viel ich weiß, eine vollkommene Schönheit nirgends als in den Welten der Dichter. Hingegen theilen sich die Menschen in Absicht der Schönheit in verschiedene Klassen. Bei einigen findet man bloße Schönheit des Leibes ohne Anmuth, und da liegt der Fehler an der Seele. Bei andern findet man Tugend ohne äußerliche Schönheit, die aber durch das gefällige Wesen, welches Personen von guter Sinnesart eigen ist, genugsam ersetzt wird. Bei einer noch kleinern Anzahl finden sich beide Schönheiten gepaaret; es giebt aber in dieser und den andern Klassen unzählige Grade. Es sollte mir leid seyn, wenn es nöthig wäre noch eine vierte Klasse für diejenigen zu machen, welche weder äußerliche noch innere Schönheit haben; denn ich denke, daß dergleichen Geschöpfe eher unter die Affen als die Menschen gehören möchten. Wenn ich nun alles zusammen nehme, so dünkt mich, weil doch ein vollkommen schöner Mensch schwerlich gewöhnlicher seyn wird, als ein Sfinx, so müsse man die Schönheit nach dem vor-

nehmsten Theil bestimmen; so daß wir, wenn wir richtig reden wollen, nur diejenigen Personen schön nennen müssen, bei denen wir die Schönheit der Seele, und die damit verbundenen Annehmlichkeiten finden. Hingegen soll eine Person, die nur dem ersten Anblick schön vorkommt, in der That aber nichts vorzügliches in ihrem Gemüth und Charakter zeigt, schlechterdings das Recht auf das Lob der Schönheit verloren haben. Die Poeten haben einen Narcissus, der seinen Namen füglich allen den jungen Herren leihen könnte, die uns nur mit körperlichen Reitzungen gefallen, oder vielmehr uns fangen wollen; und um gleicher Bequemlichkeit willen, könnte man eine jede rosenwangige Dame ohne Geist, um das Wort Schön nicht zu mißbrauchen, eine Narcissa heißen.

Auf diese ziemlich lange Rede, welche Timoklea mit einer besondern Anmuth vorbrachte, versetzte Sokrates in einer Art von Entzückung:

O Timoklea, wenn irgend eine Athenerin fähig ist, wahrhaftig schön zu werden, so bist du es! Ich habe dir mit dem größten Vergnügen zugehöret. Du hast meine Gedanken nicht nur wohl gefaßt, sondern auch noch besser geordnet und gebildet; und sie haben in deinem Mund eine neue Anmuth be-

kommen. Du bist uns eine Pasithea schuldig. Die Natur hat dich mit der schönsten Anlage zu einer liebenswürdigen Harmonie zwischen dem äußerlichen Menschen und dem inwohnenden Geiste begabt, welcher seiner Natur nach, da er viel vortrefflicher als jener, einfach, unvergänglich und der Gottheit ähnlich ist, auch der wahren Schönheit viel fähiger ist, als der aus so vielen widerwärtigen Theilen zusammen geleimte, veränderliche und dem Tod unterworfene Leib, auf dessen vergängliche Schönheit sich einige so viel einbilden, daß sie des großen Vorzugs ihrer Natur ganz vergessen. Denn die Schönheit der menschlichen Seele ist so weit über die Schönheit eines blühenden und mit anmuthigen Farben übertünchten Leibes erhaben, als die Dämonen über die glänzenden Sfären, die ihnen, nach der Meinung einiger Weisen, zu bewegen gegeben sind. Der Urheber der Natur hat zwar diese Welt, auf die er uns gesetzt hat, mit unzähligen Arten von schönen Dingen ausgeschmückt; und es muß auch einem Weisen erlaubt seyn, in Bewunderung zu gerathen, wenn er dieses erhabene Gewölbe von fließendem Safir, diese alles umgebende zarte Luft, mit Lichtstrahlen und anmuthigen Gestalten der Dinge angefüllt, diese grün bekleidete Erde mit selbst gewachsenen Blumen gestickt, diese prächtigen und reitzenden Ansichten, die so mannigfaltigen, so künstlichen

und so schönen Bildungen der Thiere, der Vögel, Fische, Insekten und Pflanzen — wenn er von diesem allem nur einen kleinen Horizont übersieht, so muß es ihm erlaubt seyn, von so vielen Schönheiten in Erstaunung gesetzt zu werden, und er wird nicht anders als aus dem, was er da sieht und empfindet, schließen können, es müsse die Absicht der göttlichen Kraft, die alles dieß hervorgebracht hat, gewesen seyn, etwas sehr schönes und bewundernswürdiges zu machen. Wenn wir aber den Menschen in seiner ganzen Anlage und nach allen seinen Verhältnissen betrachten, so finden wir, daß der Schöpfer der Welt in ihm allein einen herrlichern Beweis von seinem göttlichen Verstande und der Hoheit seiner Ideen dargestellt hat, als in der ganzen übrigen sichtbaren Natur. Ihm allein hat er von dem alles belebenden Geiste ein so reiches Maß zugetheilt, daß er, in einiger Aehnlichkeit mit der Gottheit selbst, denken, und eine ganze Sfäre, eine ganze Welt voll Schönheit und nützlicher Gegenstände, überschauen und beherrschen kann. Ihn allein hat er ganz und gar zur Tugend, das ist, zu der größten Würde und zu der höchsten Glückseligkeit, deren ein Geschöpf fähig ist, geschaffen. In dieser besteht diese Schönheit von einem höhern Rang, welche den Menschen zu dem obersten Geschöpf, und gleichsam zur Krone der göttlichen Werke macht. Alle Kräfte des Men-

schen, und alle Wirkungen dieser Kräfte, alle Erkenntnisse, nach welchen der Verstand strebet, alle Bemühungen des ganzen Menschen, sollen der Tugend geheiliget seyn. Sie soll den ganzen Menschen regieren, und einnehmen; und dafür in allen Umständen seine Glückseligkeit ausmachen. Denn daß man auch in den glücklichsten äußerlichen Umständen nur durch die Tugend glückselig seyn könne, das müssen auch die Lasterhaften zugestehen. Es ist aber diese Tugend kein so eingeschränktes und mangelhaftes Ding, wie sich die meisten einbilden: sie ist die Gesundheit der ganzen Seele; eine standhafte Neigung zu allem was gut und vortrefflich ist; eine inwendige Güte, die sich immer mitzutheilen trachtet; eine aus Einsicht fließende Liebe der Ordnung und der göttlichen Gesetze, von deren Beobachtung die Glückseligkeit der Wesen so sehr abhängt, daß der Schöpfer selbst mit seiner ganzen Allmacht keinen Menschen glücklich machen könnte, der sich diesen Gesetzen nicht unterwerfen wollte. Nur eine solche Tugend verdienet den erhabenen Namen, und nach keiner geringern müssen alle unsere Bestrebungen gehen. Einzelne Stücke von der Tugend, die in ein lasterhaftes oder thörichtes Leben eingeflickt werden, sind wie glänzende Lappen an einem zerstückten Bettlermantel. Man wird von einem übelgewachsenen und mißgestalteten Körper nicht sagen, daß er schön

sey, wenn gleich ein einzelner Theil einiges Ebenmaß hätte. Aber wenn wir die Tugend, so wie ich sie beschrieben habe, in ihrer vollen Schönheit an jemand erkennen, dann müssen wir gestehen, daß die menschliche Natur einer großen Vortrefflichkeit fähig sey; und wie schön, wie ähnlich den überirdischen Gegenden, müßte eine ganze Welt voll solcher Menschen seyn! Gewiß, Timoklea, erst alsdann wäre unsere Erde so wie sie seyn sollte, wenn der vornehmste ihrer Einwohner, dem Ursprung und der Würde seiner Seele getreu, seine Glückseligkeit in der Tugend suchte, wenn Unschuld und Wahrheit und Tugend unter uns herrschend wäre. Gewiß die ganze Natur würde durch diese Veränderung ein schöneres Ansehen gewinnen. Ich lasse mir auch die Hoffnung nicht gerne nehmen, daß einmal eine Zeit kommen werde, die eine so glückliche Veränderung (wofern man es nicht eher Verwandlung nennen muß) mitbringen wird.

Timoklea. Wie sehr hast du mich durch diese Vorstellungen gerührt, die dir die Wahrheit selbst auf die Lippen gelegt zu haben scheint! Wie groß, majestätisch und liebenswürdig ist der Mensch nach deiner Beschreibung! Und mich dünkt, ich fühle es an meinem eigenen Herzen, daß es deinen Reden Beifall giebt; es empfindet, daß es möglich ist zu

seyn, wie du verlangest; und es ist voll Begierde nach dieser hohen und geistigen Schönheit, die aus einer standhaften Güte der Seele, nebst unzählbaren andern guten Wirkungen ausfließt. Verlasse mich nicht, o Sokrates, in der süßen Beschäftigung, die künftig meine Hauptarbeit seyn soll; und glaube, daß deine menschenfreundliche Sorgfalt an ein Herz gewendet ist, welches sie zu schätzen weiß.

Theages.

Ueber Schönheit und Liebe.

Ein Fragment 1760.

Pur se tanto t' infiamma e ti conforta
Beltà celeste entro terreno velo,
Che sara dunque à vagheggiar la in cielo?

Guidi.

[illegible]

[illegible]

Sie wünschen von mir, Ihnen eine umständliche Rechenschaft von der Entstehung meines Freundes [illegible] zu machen [illegible] als ein [illegible] [illegible] Ihr [illegible] [illegible] Ich müßte alle [illegible] die Sie mich aufregen [illegible] einen so eigenen [illegible] [illegible] so [illegible] als ich es [illegible] [illegible] [illegible] Aber Sie wollen [illegible] Ich will meinen [illegible] [illegible] welches [illegible] Denn [illegible] ganz von dem Ideal der vollkommenen [illegible] welche [illegible] allein würdig machen

Theages.

An Herrn P.

Sie verlangen von mir, Ihnen eine umständliche Erzählung von der Unterredung meines Freundes mit dem Platonischen Einsiedler zu machen, mit dessen Charakter Sie, als ein eifriger Sammler moralischer Seltenheiten, Ihr bewundernswürdiges Kabinet zu vermehren wünschen. Ich fühle alle Schwierigkeiten der Arbeit, die Sie mir auflegen. Die Ideen unsers Platonisten haben einen so eigenen Schwung, daß ich keine Hoffnung haben kann, ein so getreuer Kopist zu seyn, als ich es zu seyn wünsche, da ich (wie ich gestehen muß) ein ganz verliebter Bewunderer des Theages bin. Aber Sie wollen lieber einen unvollkommnen Abriß einer seltsamen Schönheit, als gar keinen. Ich will meinen besten Versuch machen, Ihr Verlangen zu befriedigen, da meine eigene Neigung das Gewicht, welches Ihre Bitten bei mir haben, so sehr verstärkt. Denn ich bin wirklich ganz von dem Ideal der vollkommnen Schönheit, welche Theages allein würdig malen

kann, eingenommen; und wie gern spricht man nicht von dem was man liebt?

Stellen Sie Sich also ein anmuthiges Wäldchen vor, worin ein Paar Platonische Schwärmer in einer wilden Laube von duftenden Gesträuchen sitzen: der eine mit begeistertem Angesicht und mit Gesten, welche, gleich den Druckern in einem Gemälde, seiner Rede Leben und Wärme geben; der andre in einer horchenden Lage, mit weit aufgesperrten Augen und halb offnen Lippen, wie man die bewundernde Aufmerksamkeit zu schildern pflegt: so haben Sie ein Bild von Nicias, dem Erzähler, und Ihrem ergebensten Freunde, dem Zuhörer.

Sie kennen den jungen Mann, den ich Nicias nenne, bereits aus meinen mündlichen Nachrichten als einen Virtuoso nach den Begriffen unsers Shaftesbury. Er ist ein feiner Kenner des Schönen in Natur und Kunst. Italien hat seinen Geschmack in Musik, Malerei und Baukunst durch die vollkommensten Muster gebildet. Die Kunst des Dichters ist ihm dadurch desto schätzbarer geworden. Aber seine Liebe zur poetischen Art zu denken, hat ihn gegen unsre Sänger nicht nachsichtiger gemacht. Er hält nur Homere und Platonen für fähig, die erhabene Sprache zu reden, welche die Heiden die Göttersprache nannten, und sich darin nicht irrten, da Gott selbst sie redete, wenn er große Gefühle von

seiner Majestät in menschlichen Seelen erwecken wollte. Die Tugend mit ihrer ganzen unwiderstehlichen Schönheit, in ihrer wahren Temperatur, nach dem Leben, d. i. in nachahmlichen Handlungen schildern, die Thaten Gottes erzählen, den Menschen Geschmack am Edeln, Großen und Erhabenen einflößen, und (was die Seele des Christenthums ist) den Geist von den sinnlichen Dingen ablocken, und an den Himmel, für den er geschaffen ist, angewöhnen — dieß sind, seiner Meinung nach, die Geschäfte der Dichtkunst. Er glaubt, Pindar würde dem göttlichen David nachgeeifert haben, wenn er das Glück gehabt hätte, etliche Jahrhunderte später geboren zu werden. Jetzo findet er zwischen dem Genie, den Gedanken und dem Schwung dieses Dichters, und seiner Religion, einen gewaltigen Kontrast. Die erhabenen Vorstellungen eines Pindar stehen seiner Meinung nach in einem falschen Lichte, wenn sie verschwendet werden, Fabeln ein Ansehen zu verschaffen, welche auch zu seiner Zeit nur Kindern und Säugammen erträglich seyn konnten. Es geht mir, sagte er mir einst, mit diesem erhabenen Griechen, wie es mir geht, wenn ich eine unschuldige Miene in dem Gesicht einer Buhlerin entdecke. Wie sehr würdest du mir gefallen, denke ich, wenn aus diesen sanften Zügen dein Herz redete, und wenn deine Wangen moralisch, und nicht aus List errötheten!

Diese Züge mögen genug seyn, Sie wieder an meinen Nicias zu erinnern. Nunmehr wird er selbst reden, und den Anfang von dem machen, was in dem Landhause der Gräfin von T. vorgefallen ist, deren Schwestersohn er ist.

Aspasia (so wollen wir die Gräfin nennen) hat ihre Schönheit, welche, wie man sagt, in ihrem Frühling manches tapfere Herz entwaffnete, so gut zu erhalten gewußt, daß ihr niemand ansieht, daß sie nahe an vierzig ist. Sie war schön, vortrefflich erzogen, sie zeichnete, sang, spielte Laute und Klavier, war die Seele in allen feinen Gesellschaften, und, was allem diesem einen höhern Glanz zu geben pflegt, sie war eine reiche Erbin. Dem ungeachtet hat sie sich nie geneigt gefunden, eines von den seufzenden Geschöpfen, mit denen sie die Hälfte ihres Lebens umringt war, zu erhören; ob sie gleich kein marmornes Herz hat, und in ihrem ersten Anblick lauter Güte und Leutseligkeit verspricht. Sie entschloß sich früh, unverheirathet zu bleiben, und ist bisher standhaft gewesen.

Ohne Zweifel werden Sie sich jetzt einbilden, daß sie, aus Begierde den Engeln ähnlicher zu seyn, sich dem heiligen Stand der ewigen Jungferschaft gewidmet habe, von dessen schwanenweißer Reinigkeit und Unschuld der heilige Hieronymus so viel schönes zu sagen weiß. Sie sehen sie vielleicht schon in einem schwarzbekleideten Kabinet, an einem

Tisch von Ebenholz sitzend, mit einem Krucifix, einem Todtenkopf und einer Sanduhr vor ihr, sich im Leben der heiligen Katharine von Siena vertiefen, und wenn sie zuweilen aus ihrer Entzückung erwacht, mit andächtigem Blick ihre himmlische Miene im Spiegel beobachten. Aber das ist es nicht, mein Herr. Aspasia liebt bloß ihre Unabhängigkeit, und kann sich nicht entschließen, die Meisterschaft über ihre Person, ihre Neigungen, ihre Zeit und ihr Vermögen einem Mann abzutreten, er möchte auch seyn wer er wollte. Denn sie hat nie einen Carl Grandison angetroffen, und sucht auch keinen unter dem Monde. Sie ist so weit von einer Nonne entfernt, daß sie vielmehr mitten in der großen Welt lebt, ohne mit starken Banden an dieselbe gebunden zu seyn. Sie hält sich viel in der Stadt auf, besucht den Hof, und ist häufig in den Assembleen anzutreffen. Sie kennet die Welt, und ergetzt sich mit ihr, ohne ihre Gemüthsruhe, oder ihre Freiheit aufs Spiel zu setzen. Alle Leute von feiner Lebensart halten ihren Umgang für ein Glück, aber niemand stört sie, wenn sie allein seyn will, welches gewöhnlich auf dem Lande geschieht. Sie liebt die unschuldigen Ergetzungen mehr aus Geschmack als Leidenschaft. Sie liest viel, und lebt nur darum in einer größern Sfäre, um Beobachtungen zu machen, und im Stillen Gutes zu thun. Eine immer heitre und muntre Temperatur des Leibes

und des Gemüths hat sie jederzeit vor Leidenschaften bewahrt, die ihrem Ruhm oder ihrem Entschluß nachtheilig werden konnten. In jüngern Jahren mag sie einige Fehler gehabt haben, die bei ihrem Geschlecht von der Jugend und Lebhaftigkeit des Geistes unzertrennlich scheinen; aber die Erfahrung und der Umgang mit ihrem Bruder haben sie zeitig genug gesetzt gemacht. Ich glaube, daß ihre strengsten Tadler schwerlich etwas anders an ihr auszusetzen haben, als daß sie die Pracht liebet, und ihrem Geschmack für schöne Gebäude und Meisterstücke der Malerei, wie es vielen scheinen wird, allzuviel nachhängt. Ich werde Sie einmal in ihr Landhaus führen, um Ihnen zu zeigen, daß sie einen sehr guten Geschmack hat.

Ich erlaube ihr dieses viel lieber, sagte ich zu Nicias, als wenn sie sich selbst auf eine so romanhafte Art, wie Sie vorhin fantasirt haben, lebendig begraben wollte, um die Maria Magdalena zu spielen, ohne wie diese eine Sünderin gewesen zu seyn. Denn wär' es nicht unverantwortlich, wenn sich eine Person der Gesellschaft entziehen wollte, die eine so schöne Rolle in derselben zu spielen weiß? Aber ich sehe, daß wir keine Ursache haben, ihretwegen in Sorgen zu stehen.

Nichts weniger, versetzte Nicias; Aspasia hat einen aufgeklärten Geist, welchem es leicht ist, in einem fröhlichen und sanften Temperament die

Oberhand zu behalten. Sie kann eine Elisa Rowe bewundern, ohne die zweit Rowe aus sich selbst erzwingen zu wollen.

Sie sagen sehr recht, erzwingen, Nicias; denn es muß, dünkt mich, allemal ein affektirtes, steifes und hartes Werk heraus kommen, wenn jemand das eigene in einem seltsamen Charakter kopiren will. Eine Rowe ist eine Schönheit in der moralischen Welt; aber wenn Aspasia eine Rowe seyn wollte, so hätten wir eine schlechte Kopie mehr, und ein schönes Original weniger — Doch ich will Sie nicht mit meinen Einfällen aufhalten. Ich bin begierig, nun auch Ihren Theages zu kennen, nachdem Sie mich mit seiner Schwester bekannt gemacht haben. Sie müssen noch ein wenig Geduld haben, sagte Nicias, und mich dem Geiste der Erzählung überlassen, der jetzt auf mich gekommen ist; und welcher gleich dem Sancho Pansa, augenblicklich aus dem Zusammenhang kommt, wenn man ihm einen andern Gang vorschreiben will, als den er selbst zu nehmen gesonnen ist. So reden Sie dann immerfort, Nicias; Sie hätten sich keinen bessern Zuhörer wünschen können als mich; ich bin nie geschickter gewesen, meine Seele ins Ohr zusammen zu ziehen, als seitdem wir in dieser Laube sitzen.

Ich hatte, seitdem ich aus Italien zurück gekommen war, das Schloß der Gräfin, welches in einer der annehmlichsten Gegenden liegt, nicht gesehen. Ich

besuche sie also daselbst, und fand, daß sie große Veränderungen in den Gärten gemacht hatte, in deren Anlage sie einen feinen, wiewohl ein wenig romantischen Geschmack hat. Sie liebt in allen Werken der Kunst die Verhehlung der Kunst, und eine gewisse Einfalt und angenehme Unordnung, welche sie den Werken der Natur ähnlich macht. Wenn man einen Hain von Fruchtbäumen, die in geraden Zeilen stehen, durchwandelt hat, steiget man an einem sanften Hügel in eine Wiese hinab, die mit allen Arten von Blumen, und im Frühling ganz mit Hyacinthen, Violen und Tulpen besetzt ist. Eine Quelle schlängelt sich in hundert Wendungen durch diesen kunstlosen Blumengarten, und schimmert lieblich aus den Blumen hervor. Aus dieser Ebne kommt man in eine andere Gegend, die einer Wildniß ähnlich sieht. Hier und da ragen bemooste Ruinen, Obelisken, oder halb zerbrochne Statuen aus Gebüschen hervor. Die beiden Seiten dieser anmuthigen Wüste sind mit künstlichen Felsen eingefaßt, in welche Grotten eingehauen sind, in deren Eingang Nymfen, auf ihre Urnen gelehnt, hellrauschende Bäche ausgießen, die sich hier und da in kleine Seen sammeln, welche, mit kunstlosen Büschen umkränzt, von Schwanen und andern Wasservögeln bewohnt werden. Das Auge erstaunt in einem angenehmen Betrug, und man findet sich genöthigt, die Fabeln der alten Poeten zu glauben, wenn man diese Nymfen in

einer so einsamen und ehrwürdigen Gegend erblickt; denn ihre Locken scheinen zu flattern, und in ihrem Busen glaubt man das Leben wallen zu sehen; so geschickt hat der Künstler seine Idee dem Marmor einzudrücken gewußt. Endlich verliert sich der Spaziergang unvermerkt in ein Labyrinth von Rosengebüschen, welche in Wände gezogen sind, die einander unzählige Mal durchkreuzen, und in dem schönsten Monat des Jahrs diesen Ort zu einem Paradiese machen. Da und dort laden uns hohe Lauben ein, oder Grotten mit Marmorwänden, aus deren Ritzen Wasser hervor sprudelt. Die Nordseite des ganzen Gartens ist von einem großen Tannenwald beschützt, aus dessen Zweigen die Melodien aller Arten von Gesangvögeln hervorschallen, eine Musik, die angenehmere Eindrücke auf mich macht, als die künstlichen Triller und falsae voculae unsrer Sängerinnen. Ich weiß nicht, ob Ihr Geschmack hierin mit dem meinigen sympathisirt; für meinen Theil ziehe ich eine solche Lustgegend den prächtigsten Gärten vor, und weiß mir nichts angenehmers von dieser Art vorzustellen, es müßten denn die bezauberten Gärten der Armide seyn, welche Tasso so unnachahmlich schildert; diese Inseln, „wo stehende Seen und flüssige Krystallen, Blumen, Kräuter und Bäume von aller Art, sonnige Hügel, beschattete Thäler, Haine und Grotten sich auf Ein Mal in lieblicher Vermischung zeigten; wo die Kunst alles

that, ohne gesehen zu werden, wo die Natur selbst im Scherz ihre Nachahmerin nachahmte; wo die bezauberte Luft den Blumen eine unsterbliche Lebhaftigkeit gab, und wo bis auf die rauschenden Blätter der Bäume alles musikalisch war, und Liebe athmete." Das Bild, das ich Ihnen von Aspasias Garten gemacht habe, ist nur sehr roh und eilfertig; und der wirkliche Anblick wird, meiner Beschreibung ungeachtet, allen Schein der Neuheit für Sie haben.

Ich bin entzückt über Ihre Beschreibung, rief ich aus, und Sie werden mir ein wenig Zeit lassen müssen, wenn Sie gesonnen sind, mich wieder aus diesen Zaubergefilden, die ich ganz lebhaft vor mir sehe, herauszuführen. Mich dünkt, es schickte sich nirgends besser, als in dieser schönen Einöde, in der Gesellschaft der Nymfen, die Verwandlungen des Ovid oder den Roman des Bischofs Heliodor zu lesen; ja ich wollte fast wetten, daß mich Schläfrigen selbst der poetische Geist überwältigen, und zu einem Theokrit oder Geßner machen würde, wenn ich eine Weile einsam in dieser dichterischen Gegend herumirren würde. Aber wie ist es möglich, daß Aspasia einigen Geschmack an dem Aufenthalt in der Stadt haben kann, da sie die Besitzerin einer solchen Landgegend ist?

Sie hält sich meistens auf dem Lande auf, so lang die schöne Jahrszeit währet; und ich versichre Sie, daß sie sich das Vergnügen, das sie hier im

Schooß der Natur finden kann, zu Nutze macht. Sie bringt, wieder die Gewohnheit und zur großen Aergerniß unsrer Damen, ganze Morgen oder heitre Sommernächte in ihrer Einöde zu, und belustiget sich damit, die Betrachtungen, welche sie hier zu machen pflegt, oder vielmehr die Gedanken, die sich selbst anbieten und gesellig an einander reihen, zu Papier zu bringen. Sie würden Aspasias Geist und Herz von einer sehr einnehmenden Seite kennen lernen, wenn ich Erlaubniß hätte, ihnen etliche dieser Papiere zu zeigen. Wir wollen aber ein andermal sehen, was hierüber zu machen ist.

Ich habe bereits der Neigung meiner Tante für Gemälde erwähnt. Sie besitzt eine Sammlung, die man in gewissen Stücken unvergleichlich nennen kann. Sie hat einen jungen Menschen, der einen seltnen Genie für diese liebenswürdige Kunst zeigte, auf ihre Kosten in Italien, Frankreich und den Niederlanden reisen rassen, woselbst er sich bis zu einem hohen Grade der Vollkommenheit geübt hat. Im Ausdruck der Gemüthsbewegung, deren Theorie er tiefer, als bei seinen Kunstgenossen gewöhnlich ist, studirt hat, besteht seine größte Stärke. Aspasia hat ihn deßwegen zur Ausführung eines Vorhabens gebraucht, welches ihr Ehre macht, indem es zeigt, daß sie das Schöne und Gute für unzertrennlich hält. Sie hat die größten Personen der alten Geschichte, jede in der Handlung ihres Lebens, die ihr am

meisten Ehre macht, schildern lassen. Hier sehen Sie z. B. den sterbenden Sokrates; seine Miene drückt die heitre Gleichheit des Gemüths aus, welche diesen Weisen vor allen andern Sterblichen so kenntlich machte; seine Freunde stehen um ihn her und weinen, einige scheinen ihren Schmerz unterdrücken zu wollen, um ihm dadurch noch das letzte Vergnügen zu machen; er sieht sie mit tröstenden Blicken voll Freundschaft an, als ob er ihnen sage, daß er in ein Land reise, wo die Ordnung und die Tugend, welche er die unmündigen Einwohner dieser Erde gerne lieben gelehrt hätte, in ihrer Majestät und Schönheit herrschen. Es ist fast unmöglich, dieses rührende Gemälde bald zu verlassen, obgleich die Kunst in jedem andern gleiche Stärke bewiesen hat. Ein solches ist die Tafel, welche den jungen Scipio vorstellt, wie er der zärtlichen Umarmung zweier Liebenden zusieht, die er einander wieder geschenkt hat. Das vollkommenste Vergnügen, der Gedanke, daß er durch seinen edlen Sieg über eine eigennützige Begierde Glückliche gemacht hat, athmet aus einem erhabnen Gesicht. Der Numidier, den die Menschlichkeit dieses jungen Römers so glücklich gemacht hat, kann sich nicht enthalten einen Blick voll Bewunderung auf seinen Wohlthäter zu werfen; die Empfindung seines Glücks nöthigt ihn, auf den zu sehen, dem er es zu danken hat; aber seine Geliebte ist jetzt keines andern Gefühls fähig, als der Freude,

ihren Geliebten wieder gefunden zu haben. Sie scheint mit ihm in einer Einöde allein zu seyn; sie sieht nur ihn; man glaubt es dem Bilde anzusehen, daß es nur aus Freude sprachlos sey; aber desto mehr reden die Augen, deren mächtige Ausdrücke der Maler durch einen geheimen Kunstgriff im Kolorit bis zum möglichsten Grad der Vollkommenheit nachzuahmen wußte. Auf diese Weise werden Sie, mein Freund, den Solon am Hofe des Krösus sehen, den Plato, wie er einen zornigen Menschen bestraft, (Sie wissen, daß er es selbst war) die Panthea des Xenofon, wie sie dem Araspes mit der unverstellten Miene der Unschuld, in welcher sich ein Mitleiden ausdrückt, das mit Verachtung nüansirt ist, seine unedle Liebe verweiset; den Perikles, wie er voll Gemüthsruhe und mit der Majestät, die ihm den Namen Olympius verdiente, die Wuth des aufgebrachten Volks stillet, und ihre dräuenden Mienen zusehens erheitert; es ist, als ob sie fühlten, daß sein Genius Gewalt über den ihrigen hat. — Mit dergleichen Schildereien ist eine große wohlerleuchtete Gallerie auf beiden Seiten behangen. Einen andern geraumen Saal hat eben dieser Meister mit andern moralischen Geschichten angefüllet, deren jede eine Situazion ausdrückt, die auch einem Dichter zu malen schwer wäre. Hier habe ich vornämlich die Vorstellung des wollüstigen Jünglings bewundert, der durch die Beredsamkeit des alten

Xenokrates, eines Schülers des Plato, fast in einem Augenblick zu einem neuen Menschen gemacht wurde. Man sieht, wie die Empfindungen der Scham seinen Geist aus dem sinnlichen Schlummer erwecken; wie er grose Entschließungen faßt, wie er mit Verachtung auf sein voriges Selbst zurück sieht, und ganz erstaunt ist, daß er die Tugend, die er jetzt so schön findet, nicht eher gekannt habe. In einem andern ist der weise Kaiser von China, Yao abgebildet, wie er, auf Anrathen eines redlichen Ministers, den klugen und rechtschaffnen Chun, ob er gleich nur ein Landmann war, zum Mitregenten macht. Die Majestät eines Vaters vieler Völker ist in der Person des Kaisers, und eine unverstellte Tugend in dem Angesicht des Chun aufs glücklichste ausgedrückt. Der letztere scheinet mehr bekümmert als erfreut zu seyn, da er ein so wichtiges Geschäft übernehmen soll, für ganze Provinzen zu sorgen; doch sind in seiner nachdenkenden Miene etliche Züge, die ein mit Erstaunen vermischtes Vergnügen ausdrücken, als ob er über dem Gedanken, eine weitere Sfäre zum Wohlthun zu bekommen, alle Sorgen aus dem Gesicht verliere. —

Ich bin erfreut, sagte ich, daß Aspasia eine Idee, die mir schon oft vorschwebte, wirklich ausgeführt hat. Wie viel Vortheil könnte die menschliche Gesellschaft davon haben, wenn viele Liebhaber der Malerei einen so gesunden Geschmack hätten wie

Aspasia? Denn ich sehe wohl, daß die Begierde zu gefallen, die Künstler immer verleiten wird, wofern sich nicht der Geschmack der Leute bessert, denen sie gefallen wollen.

Ich bin völlig Ihrer Meinung, fuhr Nicias fort, was die Anwendung der schönen Künste betrifft. Gefallen, soll niemals der Hauptzweck, am allerwenigsten der einzige seyn. Auf eine gefällige Art nützlich seyn, ist das allgemeine Gesetz der schönen Künste. Niemand zweifelt an den guten Wirkungen eines Gedichtes, in welchem die Tugend in Beispielen sichtbar wird. Ein Gemälde, welches ein solches Beispiel darstellt, muß ähnliche Wirkungen thun. Wenn ich in der Gallerie der Aspasia bin, glaube ich in einer majestätischen Versammlung der tugendhaftesten Menschen zu seyn; ihre Bilder machen die gleichen Eindrücke, obgleich schwächer, die ihre lebende Gegenwart machen würde; und indem ich mich bei der Betrachtung eines einzelnen Stücks verweile, entwickeln sich eine Menge von Empfindungen und Gedanken, welche die Vorstellung des Malers ergänzen, und, mit derselben zusammen genommen, einen stärkern Effekt machen, als irgend eine Poesie allein zu thun vermögend wäre. Ich bin der Meinung, daß eine Sittenlehre in allegorischen Gemälden, nach der Idee, die Shaftesbury in seinem Briefe über die Wahl des Herkules davon

giebt, ein vortreffliches Mittel wäre, den Geschmack und das Herz der Jugend zu bilden.

Aber wir haben jetzt keine Zeit, uns auf diese Nebenzweige meiner Erzählung heraus zu lassen. Ich muß Ihnen nur noch sagen, daß Theages auch ein Apelles ist; ein eigentlicher Apelles, der in allem dem, was das Wort Grazie bezeichnet, wie jener Griechische Correggio, ganz eigen und unvergleichlich ist. Er hat dieß nirgends besser zeigen können als in einem Gemälde, welches die Grazien selbst vorstellt, und die schönste Zierde des Kabinets der Gräfin ist. Die Erfindung ist so geistreich, als die Ausführung bewundernswürdig. Es scheint, der filosofische Maler habe seine Idee völlig erhascht, und den Cicero widerlegt, der es für unmöglich hält, das Bild von der Vollkommenheit, welches einem arbeitenden Dichter, Maler oder Bildhauer vor dem Gemüthe schwebt, in seiner ganzen Schönheit außer sich hervor zu bringen. Diese Grazien geben sich biem ersten Anblick durch die namenlose Empfindung zu erkennen, welche die bescheidne Anmuth in Seelen von zartem Gefühl zu erregen pflegt. Sie sind ganz blühend, ganz Leben, ganz Seele und Geist. Die aufrichtigste Unschuld, und eine naive Güte, der man sein Herz nicht versagen kann, athmet in ihren Mienen. Ein sanftwallendes Gewand (man glaubt, es wallen zu sehen) umschattet gleich einer leichten Silberwolke, ihre keusche

Schönheit, und erhöhet den Eindruck derselben unendlich weit über die unreservirten Venusbilder, welche alle ihre Reizungen so wohlfeil auskramen, daß sie nichts zu errathen übrig lassen. Eine jede dieser Grazien drückt etwas eigenes aus. Die eine scheint die Freudigkeit der jugendlichen Unschuld abzubilden; sie gleicht in ihrer ganzen Person einer frischen Rose, die sich in der Morgendämmrung zu öffnen anfängt, und lächelt dem Frühling, der rings um sie aufblüht, mit heitern Blicken entgegen. Eine andre stellt die Sittsamkeit vor. Die Farbe, welche an Anmuth alle andre Farben in der Natur übertrifft, die holdselige Röthe, die durch eine Vergleichung mit der Rosenfarbe verdunkelt würde, tuscht ihre sanften Wangen auf eine so feine Art, daß man fast böse auf den Künstler werden möchte, daß er so kühn gewesen, der Natur so genau nachzuahmen, da er nicht fähig war, ihr das wenige zu geben, was ihr noch zum Leben zu fehlen scheint. Ihre Miene drückt die Empfindung einer innerlichen Würde aus, welche ihr immer leise zulispelt, nichts zu thun oder zu leiden, was dieselbe verdunkeln könnte. Die dritte lächelt uns mit einer so sanften und offenherzigen Güte an, und es ist etwas so aufrichtiges und anziehendes in ihrem Lächeln, daß ich keinen Namen für das, was sie ausdrückt, finden kann. So glaube ich, hat Klarissa Harlowe allen gelächelt, in denen sie Züge des göttlichen Bildes

erblickte, allen Tugendhaften, allen die Trost oder Aufmunterung nöthig hatten, aber keinem Lovelace. Vergeben Sie mir, daß ich so viel von diesen Bildern schwatze; ich habe mich Stunden lang bei ihnen verweilt, ohne mich satt zu sehen. Ich nenne sie die moralischen Grazien. Guido Reni hätte sie vielleicht auch malen können, aber nur Theages konnte sie denken.

Aspasia war sehr vergnügt über den Eindruck, den die Grazien auf mich machten. „Diese verdienen, sagte sie, eigentlich den Namen des Wiederscheins der innerlichen Güte einer menschlichen Seele; ohne sie ist Schönheit ein lebloses unvollendetes Bild; durch sie ist auch ein verwelktes Angesicht lieblich. Die wenigsten von unsern Schönen wissen etwas von diesen Grazien, und die wenigsten Liebhaber haben Augen und ein Herz für sie. Würde Thomsons Lavinia den Beifall unsers Weltalters erhalten? Ich will gütig seyn, und vielleicht sagen. Aber wo sollen wir sie finden, um die Probe zu machen? Und doch sind diese Annehmlichkeiten, die uns zu Bildern der Engel machen könnten, in der Anlage der weiblichen Natur. Aber sie werden von Zwang, von Affektazion, von Leidenschaften ausgelöscht. Lehrt man uns das, was wir seyn sollen? Man überläßt eine Natur, die der sorgfältigsten Pflege bedarf, sich selbst und dem Zufall, und dann künstelt man, wenn wir schon verdorben sind, so lang an

uns, bis wir uns selbst nicht mehr ähnlich sehen. Glauben Sie mir, Nicias, ich habe die liebenswürdigsten Kinder gesehen, die anmuthigsten Gesichter, aus welchen eine Seele lächelte, die jeder moralischen Schönheit fähig war, und in weniger als funfzehn Jahren waren sie — in eine Gattung hübscher Affen ausgeartet. Das vermag unsre Erziehung! Aber sie werden bald ein Geschöpf sehen, welches das Urbild aller dieser Grazien ist, und an welchem sich zeigt, was eine Erziehung, die nach den Winken der Natur eingerichtet ist, vermag.“ Reden Sie im Ernst, Aspasia? Reden Sie von einem wirklich lebenden Geschöpfe? fragte ich ganz hitzig; wo ist sie, wie haben Sie mir eine solche Seltenheit so lange mißgönnen können, da Sie mich inzwischen bei todten Nachahmungen aufhalten? — Ich hätte fast Lust, versetzte sie, mich mit Ihrer hitzigen neugierigen Ungeduld lustig zu machen. Aber ich kann nicht unbillig seyn und Ihnen verdenken, daß Ihre Seele so schnell von gemalten Grazien wegflattert, so bald sie von einem wirklichen Original derselben höret. Haben Sie nur Geduld, und sehen Sie inzwischen diese Schattenbilder an, bis wir etwan einmal die Nymfe oder Sylfide, welcher sie nachgeahmt sind, an einem schattichten Brunnen schlafen finden; oder aus einer goldenen Abendwolke, von Zefyren getragen, herabsteigen sehen. — Hiemit mußte ich mich begnügen, (fuhr Nicias fort)

und ich konnte weiter nichts aus ihr herausbringen, so sehr ich auch bat. Rathen Sie, ob ich nicht wieder zu meinem Gemälde zurück gekehrt sey, und es mit einem neuen Vergnügen, mit scharfsichtigen Blicken, und mit geheimen Wünschen angegaffet habe.

Sie haben mich, lieber Nicias, (sagte ich) beinahe eben so neugierig und ungeduldig gemacht, wie Sie es damals waren. Ich will mich aber selbst zur gelassenen Erwartung anhalten. Meine Seele arbeitet noch, diese liebenswürdigen Grazien ihrem platonischen Erfinder nachzumalen. Mich dünkt jetzt, ich erblicke darin schon so viel, daß ich die ersten Züge von dem Charakter Ihres Theages machen könnte. Ich weissage mir schon, obgleich nur in einer angenehmen Verwirrung unentwickelter Ideen, wie Theages von Schönheit und Liebe reden wird. Er wird nur die Natur, die unverdorbene Natur, schön nennen, und seine Liebe wird Tugend seyn; die Tugend in ihrer eignen Gestalt; denn die meisten Sittenlehrer haben sie uns übel zugerichtet.

Sie haben glücklich gerathen, sagte Nicias, wie Sie hören werden, wenn Sie mich jetzt mit Aspasien zu ihrem Bruder begleiten. Theages hatte uns wissen lassen, daß ihm unser Besuch angenehm seyn würde. Wir machten uns an einem schönen Abend auf den Weg, und fuhren über eine Stunde durch eine Allee von Linden und Kastanienbäumen,

welche uns endlich in eine Gegend brachte, die einer anmuthigen Wildniß gleich sah. Sie ist an eine Wand von hohen Felsen angelehnt, und auf beiden Seiten mit Hügeln und Gehölzen umgeben. Ueberall herrschet eine Miene des Alterthums, die etwas festliches und ehrwürdiges hat. Eine sanfte Anhöhe ließ uns in eine geraume Ebne hinab, welche ohne einige Spuren von Kunst zu verrathen, einem selbstgewachsenen Paradies gleich sieht. Hier kam uns Theages ganz allein entgegen. Ich konnte mich nicht mehr erinnern, ihn jemals gesehen zu haben. Dieses machte, daß ich ihn mit einer Art von angenehmer Erstaunung ansah, als ob ich unverhofft einen Verwandten gefunden hätte, der mein Freund hätte seyn müssen, wenn wir einander gleich fremde gewesen wären. Ich habe nie eine sanftere Leutseligkeit mit so viel Hoheit und so schönen Zügen des ernsten Tiefsinns untermischt gesehen, als auf seinem Gesicht. Er schien über mich vergnügt, und betrachtete mich von Zeit zu Zeit mit großer Aufmerksamkeit. Unsre Gefühle leiteten uns unvermerkt auf die Schönheit der einfältigen Natur, welche in einer reitzenden Nachläßigkeit vor uns ausgebreitet lag:

Um und um lagen die Hügel in lieblicher Abenddämmrung,
Gleich als wären sie neuerschaffen, und blühend wie Eden.

Theages sagte uns, daß er sich nie geistiger und zum Denken aufgelegter finde als in den Spaziergängen, die er an jedem heitern Tag, zur Zeit der Morgen- und Abendröthe, auf den umherverbreiteten Hügeln anstelle. Weil aber sein Vergnügen mangelhaft seyn würde, wenn er nicht einen jeden schönen Gedanken, der ihm begegnet, eine jede Quelle von Betrachtung oder frohen Empfindung, die er aufgespürt, mit jemand theilen könnte, so nehme er entweder seine Pasithea mit; oder wenn er allein sey, lade er die Unsichtbaren zu seiner Freude ein, und bespreche sich, wiewohl in keiner bekannten Sprache, mit den ätherischen Geistern, welche unbemerkt um die Menschen schweben, und mit denen es, seiner Meinung nach, möglich sey, ein gewisses Verständniß zu unterhalten.

Ich war gesinnt, ihn um eine Erklärung über diesen sonderbaren Artikel zu bitten. Wir waren aber indessen an den Eingang der Einsiedlei gekommen, wo sich Theages in den schönsten Monaten des Jahrs aufzuhalten pflegt. Diese seltsame Wohnung ist ein pyramidalischer Felsen, der in viele Gemächer und Säle ausgehauen ist. Man steigt durch eine breite steinerne Treppe zuerst in einen geraumen Saal, der an jeder Seite ein Kabinet hat, welche ohne Spiegel, ohne die kostbaren Meubeln, die man in den Zimmern der Reichen zu sehen gewohnt ist, auf eine sehr angenehme Art mit Gemälden aus

allen Reichen der Natur, und mit wirklichen Naturalien ausgeschmückt sind. Aus diesem Stocke steigt man in einen höhern, wo die gewöhnlichen Wohnzimmer des Theages und seiner jungen Tochter sind. Die Spitze der Pyramide ist eine Grotte, aus allerlei Arten von Minern, Krystallen und Muschelwerken zusammen gesetzt. Allenthalben sprudelt Wasser aus den Ritzen des Krystalls und den Muscheln hervor, welches sich zuletzt an einem verdeckten Ort sammelt, und aus der Urne einer marmornen Nymfe sich von der linken Seite des Felsen in einen gepflasterten Teich stürzt, der von Schwanen bewohnt wird.

Theages, der von Jugend an einen besondern Geschmack an der Einsamkeit und dem betrachtenden Leben hatte, und immer ein Verächter prächtiger und gekünstelter Vergnügungen gewesen war, hat sich seit dem Tod einer geliebten Gemalin diese Gegend ausgewählt, um daselbst, in einer zu seinen Absichten bequemen Einsamkeit, die einzige Tochter, die ihm von seiner Geliebten übrig war, nach einem Plan zu erziehen, den er der Natur selbst abgelernt hat. Er fürchtete sich nicht, daß sie menschenfeindlich und leutescheu seyn möchte, wenn er sie künftig in einem reifern Alter nach und nach in die Gesellschaft einführen würde. Eine der Natur gemäß gebildete Seele ist lauter Güte, Aufrichtigkeit und Liebe; und wenn sie in dem, was ihre jetzigen und

künftigen Verhältnisse mit sich bringen, unterwiesen ist; so mangelt ihr nur noch eine gewisse Weltklugheit, ohne welche freilich auch das beste Herz und der aufgeklärteste Geist, zur Schmach dieser seltsamen Geschöpfe, die man Menschen nennt, nicht ruhig unter ihnen leben könnte. Aber diese politische Tugend, die im wahren Stand der Natur keinen Platz hätte, läßt sich am bequemsten lernen, wenn die nöthigere Arbeit schon gethan ist, und die Grundsätze, durch welche der Mensch seine wahre Gestalt, Symmetrie und Vollkommenheit erhält, schon eingewurzelt und Gewohnheit worden sind. Ich bin nachher völlig überzeugt worden, daß die Methode des Theages, seine Tochter zu erziehen, so seltsam sie ist, seinem Zweck entsprochen hat. Wir wollen aber alles was dahin gehört, auf eine andere Gelegenheit verweisen. Ich mußte jetzt nur Erwähnung davon thun, damit Sie nicht den Theages für einen fantastischern Menschen ansehen möchten, als er in der That ist.

Ich gestehe Ihnen, sagte ich, daß ich noch nicht mit Ihrem Theages zufrieden wäre, so ein vollkommner Platonist er auch seyn möchte; wenn Sie mir nicht sagen könnten, daß er seine innerliche Vortrefflichkeit in einem derselben angemessenen Kreise von Thätigkeit offenbarete. Denn große Geister sind, nach meinem Begriff, den Sonnen ähnlich, von denen die Welt Licht und segensvolle Einflüsse zu

erwarten berechtiget ist. Ich stoße mich nie an dem Ungewöhnlichen. Sein Geschmack an dem einsamen Leben, seine romantische Wildniß, seine Grotten und seine geheimen Verbindungen mit den Bewohnern des Aethers, fallen, an sich selbst betrachtet, so wenig in eine vernünftige Censur, als die Farbe der Kleider, die er trägt, die Speisen, die er vorzüglich liebt, oder die Melodien, die ihm am angenehmsten sind. Es muß einem jeden erlaubt seyn, mehr Geschmack an dem Sausen eines vom Winde bewegten Tannenwaldes, als an dem Gerassel der Karossen zu finden; lieber Kräuter und Blumen, als einbalsamirte Stutzer zu riechen, und den Waldgesang einer Grasmücke dem künstlichen Gesang einer Astroa vorzuziehen. Kein Sittenrichter, kein Sokrates, darf mich zur Rede stellen, wenn mein Auge sich mit größerm Vergnügen bei der sanftern Schönheit einer Blonden, als bei den lebhaftern Reitzen einer Brünetten verweilet; aber er dürfte es, wenn ich so viel Geschmack an irgend einem Frauenzimmer fände, sie möchte nun blaue oder schwarze, oder gar Augen von allen Farben haben, wie die vergötterte Hortensia des St. Evremont, daß ich meine übrigen Verhältnisse darüber versäumte. Und dieß ist es eigentlich, worin ich ihren Theages kennen möchte. Die Gesellschaft hat Ansprüche an jedes ihrer Mitglieder. Diese müssen dem eignen und persönlichen Geschmack nicht aufgeopfert werden, ob sie gleich

eine gewisse Farbe von ihm bekommen mögen. Oder wäre es billig, bei lebendigem Leibe die Menschen zu verlassen, um mit Sylfen und Sylfiden Umgang zu pflegen?

Ich verstehe Sie, sagte Nicias. Sie wollen meinem Filosofen nicht erlauben, nur ein Einsiedler zu seyn. Sie werden hören, daß sein ganzes System auf unmittelbare Verbindung der Ideen mit der Ausübung hinausläuft. Und ich kenne keinen Filosofen, dessen Leben allein so hinlänglich wäre, sein System bekannt zu machen, als den Theages. Meinen Sie denn nicht, daß er der Welt einen wichtigen Dienst thue, wenn er ihr eine Klarissa oder Henriette Byron erzieht? Mit welch einer Schönheit vermehrt er die Welt? Wie viel moralisches Gutes wird eine solche Person in die menschliche Gesellschaft bringen! Wie viel wird ihr Beispiel wirken! Ist es zu viel, wenn ich sage, daß derjenige, der eine Klarissa gebildet hat, sich Menschen und Engel verbindlich macht? Denn muß es nicht eine der größten Glückseligkeiten seyn, ihr Gemal, ihr Sohn, ihr Freund, oder ihr Schutzgeist zu seyn?

Ohne Zweifel, versetzte ich. Aber erlauben Sie mir doch zu sagen, daß es zwar für die vortrefflichste Frauensperson genug gethan wäre, wenn sie der Welt eine Klarissa nachgelassen hätte, aber daß wir mit Recht mehr von einem Manne fordern. Denn worauf gründen sich die Vorzüge, die wir von dem andern

Geschlechte behaupten, als auf einen weitern Umkreis unsrer Geschäftigkeit, und eine allgemeinere Beziehung auf das Ganze? Oder wozu soll sonst die ausgebreitete und aufgeklärte Erkenntniß, und diese Stärke des Gemüths, deren wir uns rühmen, und die uns in den engen Grenzen eines einsamen und spekulativen Lebens wenig nöthig ist?

Glauben Sie nicht, sagte Nicias, daß diejenigen unter die größten Geister gehören, welche, ohne Geräusch zu machen, und ich möchte fast sagen unsichtbar und unbemerkt, gleich den guten Engeln, das Gute aus Neigung befördern, ohne daß sie nach dem Ruhm schnappen, der schon manche kleine Seele aufgeschwellt, und zu Thaten veranlaßt hat, die man in Absicht ihrer Folgen gut heißen kann, ob sie es gleich nicht wegen des Beweggrundes gewesen sind? Ich kenne den Theages als einen solchen verborgenen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts. Ich will jetzt nicht von der schönen Ordnung sagen, die er in der Verwaltung seiner ansehnlichen Ländereien gemacht hat; von seiner Leutseligkeit gegen seine Unterthanen, welche er in eine so gute Verfassung gesetzt hat, daß er selten Gelegenheit hat, sie durch Wohlthaten zu verbinden; von seiner Sorgfalt, ihnen weise Lehrer zu geben, welche die Kunst verstehen, auf eine Sokratische Art Thiere mit menschlichen Fähigkeiten zu wirklichen Menschen zu bilden. Alles dieß hat er schon vor langer Zeit auf solche Weise

angeordnet, daß es ihm jetzt keine Mühe macht, es zu unterhalten. Er hat verschiedene geschickte Künstler an sich gezogen, und auf eine vortheilhafte Art in seine Herrschaften gesetzt. Er hat jungen Leuten, denen nichts als eine unverschuldete Dürftigkeit im Wege stand, sich hervor zu thun, auf seine Kosten Gelegenheit verschafft, sich in demjenigen, wozu sie das meiste Geschick hatten, vollkommen zu machen. Tugend und Fleiß sind seiner belohnenden Aufmerksamkeit gewiß. — Ich sehe in Ihrer Miene, mein Freund, daß Sie einen solchen Eremiten bewundern. Aber das ist noch nicht alles. Er hat ehmals auf Reisen mit jungen Leuten von Stand und vorzüglicher Hoffnung in verschiedenen Ländern eine genaue Bekanntschaft errichtet; er unterhält dieselbe durch Briefe, er nimmt in Geheim an allen ihren Unternehmungen Theil, und viele edle Thaten sind ursprünglich seine Eingebungen gewesen. Dieß ist etwas von dem, was Theages thut, welcher so schön denken und reden kann. Vielleicht kann Ihnen dieses Beispiel dazu dienen, daß Sie nicht allzueilfertig über Leute urtheilen, die in einer gewissen Entfernung weniger scheinen als sie sind. Einige schimmern weit umher, und blenden und rasseln mit ihren Thaten; die besten sind vielleicht diejenigen, deren schönste Seite nur sehr wenigen bekannt wird, weil sie, ohne Absicht auf Vortheil oder Ruhm, ihre Lust daran finden, das Gute zu

befördern, und das bei tausend Gelegenheiten, die andre entwischen lassen, und auf eine Art, die nicht in die Augen fällt. Vielleicht hat es mit der moralischen Schönheit die gleiche Bewandtniß wie mit derjenigen, welche unsern Mädchen den Spiegel so beliebt macht. Eine Schönheit, die beim ersten Anblick außer sich setzt, und dem Herzen so zu sagen, Gewalt thun will, macht selten dauerhafte Eindrücke; sanfte Züge und sittsame Annehmlichkeiten, die sich erst nach und nach entdecken, nehmen langsamer ein, und gefallen immer. Ich weiß, daß Ihnen jetzt Theages größer vorkommen wird, als alle seine kriegerischen und politischen Ahnen, ob er selbst gleich weder Lorbern noch Ordensbänder aufzuweisen hat.

Ich bezeugte ihm, wie Sie leicht erachten können, daß ich den Theages verehre, und nichts mehr von ihm zu fordern habe. Ich finde in der That, daß wir sehr geneigt sind, von andern viel zu fordern, damit wir selbst desto weniger thun müssen. Aber wie wird es uns andern gehen, wenn von uns nur der vierte Theil von dem, was dieser sonderbare Einsiedler thut, verlangt werden sollte?

Wir kamen nunmehr in den Gleis unserer Erzählung zurück. Theages, so fuhr mein Freund fort, zeigte uns, weil es noch heiter genug war, seine Felsenwohnung, deren hintre Seite mit großer Arbeit ausgebrochen und zu einem Garten geebnet ist, wo er Blumen und fremde Gewächse zieht, die alle

von seiner eignen Hand gepflegt werden. Er hat dieses Werk durch eine Anzahl starker Leute verrichten lassen, die er in seinem Gebiet müssig fand, und durch diese Probe zur Arbeit angewöhnen wollte, bis er etwas anders für sie ausgefunden hätte. Ueber der Tafel machte ich eine neue Beobachtung. Theages hat nur die unentbehrlichste Bedingung in seiner Einsiedlei, und diese besteht aus lauter stummen Personen. Die Ursache dieser Seltsamkeit erfuhr ich nachher, da mir Theages erzählte, wie er seine Tochter gezogen habe, welche sich eben jetzt auf einem benachbarten kleinen Gut einer Frau von sehr vorzüglichen Verdiensten befand, die mit zwei wohlerzogenen Töchtern daselbst ein glückliches und mit Wohlthun beschäftigtes Leben führt. Diese gottselige Dame und die Gräfin Aspasia sind die einzigen, denen Theages seine Tochter zuweilen anvertraut, bis er es gut finden wird, sie nach und nach in einem größern Cirkel bekannt zu machen. Wir drei machten also die ganze Gesellschaft aus. Die Gräfin machte sich nach ihrer Gewohnheit über sein Einsiedler-Leben lustig, und sagte, daß sie einer Filosofie nicht recht traue, die nicht herzhaft genug sey, sich mitten in der großen Welt zu behaupten. Ich sagte ihr: Daß das, was sie einen Mangel an Herzhaftigkeit nenne, vielleicht eben eine Wirkung der wahren Filosofie sey, welche nicht mache, daß man nichts fürchte, sondern daß man nur das

fürchte was wirklich fürchterlich ist. Ich kann nicht sagen, versetzte Theages, daß irgend ein Mißtrauen gegen die Stärke richtiger Grundsätze, und gegen mein eignes nicht ungeprüftes Herz mich gewisser Maßen von der Welt entfernt habe. Es ist vielmehr, außer einer noch höhern Absicht, ein besondrer Geschmack, dem ich ohne Versäumung meiner Pflichten folgen zu können glaubte. Ich bin nie Stoiker gewesen, und glaube nicht, daß ich in allen Umständen gleich glücklich seyn könnte. Ich habe diese Lage ausgewählt, weil sie sich zu meinen Ideen am besten schickt: und ich bin gar nicht ungeneigt, Ihnen, mein Herr, diese Ideen zur Prüfung vorzulegen. Ohne Zweifel würde das die beste Erklärung über meine Lebensart seyn, die Ihnen eigensinniger vorkommen mag, als sie in der That ist.

Ich sagte ihm, daß das Wunderbare und Ungewöhnliche mit einem Anschein des Guten verbunden, allezeit etwas Anziehendes für mich gehabt habe; und daß meine Seele sich voll Verlangen seinen Reden eröffnen werde, wenn es ihm gefallen wollte, eine so gütig erweckte Hoffnung zu erfüllen.

Erlauben Sie mir, fuhr Theages fort, einige Schritte mit Ihnen in die Jahre zurück zu thun, da meine Seele anfing, sich selbst für einen wichtigen Gegenstand ihrer Gedanken zu halten. Dieses geschah erst, nachdem sie eine Art von Streiferei durch

die ganze Welt der Geschöpfe, denen sie sich am ähnlichsten fand, gethan hatte. Die Anmerkungen, die sie auf dieser Reise machte, waren ihr zu den Betrachtungen nöthig, die sie bei ihrer Rückkehr in sich selbst anstellte. Hier that sie, in einer feierlichen Stille, die Frage an sich selbst: Was ist denn das Letzte, was alle diese Menschen, die ich in so großer Bewegung gesehen habe, suchen? Ohne Zweifel ist es die Glückseligkeit, die man gewiß nicht mehr, als sie es verdient, sucht. Eine Menge mannichfaltiger Empfindungen hat mich gelehrt, was Vergnügen ist. Aber ich habe keine Erfahrung von einem zusammenhängenden Zustande von Vergnügen, von dem ich mir gleichwohl eine Vorstellung machen kann. „Ein heitres Vergnügen ohne Scham oder Reue, ein Vergnügen das immer in meiner Gewalt wäre," ein solches fehlt mir, und eh ich das besitze, werd' ich mir die ekelhaften Gespenster, die man Schmerzen, Sorgen, Reue, Ueberdruß nennt, nie vom Halse schaffen können. Ich begreife nicht, daß meine Seele geschickt seyn sollte, ein Bild der Glückseligkeit zu erfinden, welches nur dazu dienen müßte, ihres Unvermögens zu spotten, und sie mit einer mehr als Tantalischen Qual durch den Anblick eines unmöglichen Gutes zu martern, welches sie immer umsonst zu besitzen wünschte. Tausend Begierden, das empfinde ich, flattern um alle Gegenstände, dir mir vorkommen,

herum, und suchen dieses gewisse und bleibende Vergnügen. Diese Begierden können nicht bestimmt seyn immer zu flattern, immer nach Luft zu schnappen. „Es ist also möglich, die Glückseligkeit zu finden, deren Besitz sie zufrieden stellen wird.“

Diesen Satz nahm ich für eben so gewiß an, als einen andern, „daß es die allerwichtigste und nächste Angelegenheit des Menschen sey, sich glücklich zu machen.“ Aber eben so gewiß fand ich, „daß es eine schwere Kunst seyn müsse, glückselig zu werden,“ weil ich den größten Haufen des menschlichen Geschlechts vergeblich nach diesem Ziel rennen sah. Es begegneten ihnen wohl ganze Schwärme von Freuden, die von ferne wie Glückseligkeit aussahen, und von den meisten auch dafür gehalten wurden. Aber, diese Freuden hatten alle die schlimme Eigenschaft der Statuen des Dädalus; sie liefen davon ehe man sichs versah, und das, was ich suchte, sollte beständig und zuverläßig seyn. Ueberdem waren mir die obgemeldten Gespenster, von denen ich alle Welt geplagt sah, ein sichres Zeichen, daß da, wo sie wären, keine Glückseligkeit seyn könnte.

Ich fand aber bald, daß die Anmerkung, die ich auf meiner Streiferei gemacht hatte, vielleicht einen andern Grund als eine Schwierigkeit, die in dem Gegenstand selbst läge, haben könnte. — Die Stimme der ganzen Natur, die mir Gott offenbarte, brachte mich unmittelbar auf den Gedanken: „in einer Welt,

wo Gott gleichsam die Seele ist, müsse die Glückseligkeit, für einen jeden, dem die Natur ein Recht gegeben sie zu verlangen, weder schwer zu erwerben noch weit zu suchen seyn.“ Vielleicht, dachte ich, ist es eben die Leichtigkeit glücklich zu werden, was den Menschen hinderlich ist. Vielleicht verführt sie ihre angeborne Neigung zum Glänzenden, zum Wunderbaren und Seltsamen. Den meisten ist vielleicht die Einbildung, daß dasjenige, was sie glücklich machen werde, in die äußerlichen Sinne fallen müsse, im Wege. Ein Vorurtheil, welches sie verachten würden, wenn sie überzeugt wären, daß ihr Geist ihre Seele, das denkende Wesen in ihnen ganz allein und eigentlich Sie selbst sey.

Dieser letzte Satz hatte mich sehr früh außerordentlich gerührt und nachdenkend gemacht, da ich ihn zuerst im Cicero las. Ich untersuchte ihn so scharf ich konnte, und befand ihn wahr. Daher nahm ich als ungezweifelt an: „daß alle die Sachen, denen die meisten den größten Werth beilegen, sinnliche Ergetzungen, Reichthum, Pracht, Ansehen, Gewalt, so lange gänzlich beiseite gesetzt werden, und in keine Betrachtung kommen müßten, bis ich mich desjenigen, was mein wahres Selbst glücklich machte, versichert hätte.“ Alle diese flüchtigen Objekte, die nur gleichsam die Oberfläche der Seele auf eine angenehme W. se berühren; die nur das

Thier in eine zuckende Bewegung von Freude setzen, aber nicht den Geist vergnügen, schienen mir zu der Absicht, wozu sie von den meisten gesucht und gebraucht werden, nicht das geringste werth zu seyn.

Das, was ich aus allen diesen Betrachtungen folgerte, war dieses: daß ich mir vornahm. „die Kunst, glückselig zu seyn, auf die ernsthafteste Weise zu studiren.“ Hierin entfernte ich mich gänzlich von dem gemeinen Wege. Bei allem diesem unruhigen Verlangen nach Glückseligkeit wendet fast niemand Zeit und Ernst auf eine gründliche Untersuchung dessen, was glücklich macht; aller Eifer wird auf die Erwerbung gewisser vermeinter Güter gewandt, aber zu untersuchen, ob diese Güter wirklich glückselig machen, dieß hält man für eine unnöthige Mühe. Welche widersinnige Geschöpfe sind diese Menschen, die sich vernünftige Wesen nennen!

Ich beschloß, in dieser Bemühung die Weisesten zu Hülfe zu nehmen. Ich ging von einem Filosofen zum andern, und fand, daß die meisten sich diese wichtige Sache nicht so angelegen seyn lassen, wie sie das Ansehen haben wollen; es schien mir, als ob sie im Arme der eingebildeten pöbelhaften Glückseligkeit von der wahren nur träumten. Ich will Sie jetzo nicht in die besondern Umstände meiner Untersuchung verwickeln. Es mag genug seyn, wenn ich sage, daß ich eine vorzügliche Neigung zu der Stoa gewann,

welche mehr als irgend eine Schule der alten Filosofen mit Ernst sich um die Wissenschaft der Glückseligkeit bekümmert hat.

Ihr vornehmster Grundsatz, „lebe der Natur gemäß," schien mir schon beim ersten Anblick die ganze Auflösung meiner Aufgabe zu enthalten. Es war nicht schwer, mich in diesem Gedanken bis zur völligen Gewißheit zu bestärken. Die Natur ist das, was uns fähig macht, den Endzweck unsers Daseyns zu erfüllen; der Endzweck unsers Daseyns ist eben das, was ich Glückseligkeit genennt habe; man muß also der Natur gemäß leben, um glückselig zu seyn.

Diese Stoiker beweisen hierauf, „daß Tugend die Vollkommenheit unsrer Natur sey; daß kein Mensch auf dem Erdboden lebe, der nicht, wenn er die Natur zur Führerin nehme, zur Tugend gelangen könne; und daß der Tugend zu einer vollständigen Glückseligkeit nichts fehle." Keine unter allen Sekten der Weisen hat sich mehr Mühe gegeben, die Natur dessen, was recht oder unrecht, anständig oder unanständig ist, zu ergründen. Keine hat die Leidenschaften, welche sie für das größte Hinderniß der Tugend ansehen, genauer ausgeforschet. Keine hat den Weisen und Tugendhaften mit prächtigern Farben geschildert. Ihr weiser Mann ist nicht einmal minder als Gott, ja Seneka hat das Herz, ihn über Gott hinaufzusetzen.

Aber eben dieses zeigte mir die schwache Seite dieser schwülstigen Sittenlehrer. Sie malen die Tugend in kolossalischer Größe und mit einem göttlichen Glanz umgeben; aber sie sind nirgends schwächer, als wenn sie zeigen sollen: „wie man sein Gemüth in eine Verfassung setzen müsse, in welcher es uns leicht und natürlich ist, die Tugend auszuüben." Ich merkte bald, daß einer von ihren vornehmsten Sätzen, „daß man alle seine Güter in sich selbst suchen müsse," sehr weit von der Natur abweiche, und daß Selbstgenügsamkeit nur in Gott sey. Eben so wenig konnte ich die Unterdrückung des sinnlichen Theils unsers Wesens mit der Natur reimen. Ein Mensch der ganz Vernunft, ganz Geist, ganz Gedanke ist, ist zwar ein stoischer Mensch in seiner stoischen Welt; in der wahren Welt aber giebt es keine andern Menschen, als (wie unser Haller sagt) Mitteldinge von Engeln und von Vieh.

Ich fand also die stoische Filosofie gar nicht den Schönheiten ähnlich, welche desto mehr gewinnen, je länger man sie betrachtet. Ich verließ diese geschminkte, in sich selbst verliebte Dame, und schwärmte einige Zeit hin und her, bis ich zufälliger Weise über das Gastmal des Plato kam. Mit einem ungemeinen Vergnügen fand ich hier in dem Gespräche der Diotima mit dem Sokrates die lang gewünschte Auflösung meines Problems, in

einem System, welches mir zuweilen, wenn ich so sagen darf, geahnet, welches ich aber selbst nicht zu entwickeln vermocht hatte. Ich begab mich nun in die Unterweisung dieser tiefsinnigen Lehrerin der Kunst zu lieben, und fand ihre Lehre so übereinstimmend mit der Natur, welche ich zur Führerin genommen hatte, daß ich den größten Grad der Glückseligkeit erreicht zu haben meinte, wenn ich nach ihren Vorschriften leben würde. Ich machte also durch die Ausübung die Probe über die reitzende Filosofie. Ich beschloß, meine äußerlichen Umstände, wenn sie in meiner Gewalt wären, so einzurichten, daß sie mich in dem wahren Leben nicht hindern könnten. Ich brachte meine Geschäfte in eine Ordnung, die mich von aller Unruhe befreit, und wurde gewisser Maßen ein Einsiedler, ungeachtet ich viele Verbindungen mit den Menschen behielt, die ich mehr als alles Sichtbare liebe.

Sie haben mich, unterbrach ich ihn, sehr begierig gemacht, Ihre Filosofie genauer zu kennen, da Sie dieselbe eine Kunst zu lieben nennen. Diesem nach, muß sie ein viel freudigeres und lächelnderes Aussehen haben, als sie in den Schriften unserer Schulweisen anzunehmen pflegt. Wie reitzend muß sie seyn, wenn man nur ein Liebhaber zu seyn braucht, um ein Filosof zu seyn?

In der That, versetzte Theages, Sie haben dazu nur nöthig ein Liebhaber zu seyn, aber ein

weiser und allgemeiner Liebhaber, ein Kenner aller Schönheiten, der seine Liebe nach den Graden des Schönen abwäget. Der Genius, welchen Plato zu einem Sohn des Porus und der Penia macht, ist von dem Kupido der spätern Dichter sehr verschieden. Dieser hat die Augen verbunden! jener prüfet alles mit dem inwendigen Auge, welches allein die wahren Proporzionen und Schönheiten zu empfinden und zu bestimmen geschickt ist. Der eine verwundet mit seinen Pfeilen; ja nicht selten taucht er sie in ein Gift, welches den Verstand angreift, und den Pazienten in einen eben so seltsamen Zustand setzt, als wenn er von einer Tarantel wäre gebissen worden; in eine Schwermuth, die nicht anders als durch die Melodie mitleidiger tröstender Accente von den geliebten Lippen kann geheilet werden. Der andere verwundet niemals; er erweckt keine andern Begierden, als die er befriedigen kann, und verdient daher in der That, mit größerm Recht als der Bacchus der alten Poeten, den Namen eines Gebers der Freude. Es ist wahr, beide Amorn haben Flügel; aber der Gebrauch, den sie davon machen, ist sehr ungleich. Der eine flattert, wie ein Schmetterling, von einer schönen Figur zur andern; er setzt sich auf jede und genießt keine, weil in einem unbeständigen Gemüthe keine Neigung oder Empfindung, der Gegenstand derselben sey auch noch so vortrefflich, Festigkeit bekommen kann: der andere hat

nur Flügel, um sich aufzuschwingen, indem es seine Natur erfordert, sich nicht bei irdischen Farben und Gestalten zu verweilen, sondern durch die glänzenden Reihen immer höherer Schönheiten zu dem Urbild dieses aus der ganzen Schöpfung hervorstrahlenden Abglanzes hinaufzusteigen. Es ist keine längere Vergleichung nöthig. Sie sehen schon, daß Sie von unserm Platonischen Genius viel mehr Vortheile zu erwarten haben, als von dem muthwilligen Knaben der Venus. Er mißt seine Freuden nicht tropfenweise zu, er reißt nicht in flüchtigen Entzückungen dahin, an denen der betäubte Geist keinen Antheil nimmt; seine Wirkungen sind ein Zustand der Heiterkeit und des sanften Vergnügens, eine angenehme Bewegung unsers ganzen Wesens, eine beständige harmonische Thätigkeit, in welcher sich die Seele von den Hefen der Sinnlichkeit immer mehr reiniget, und freier, geistiger, engelähnlicher wird. Aber eben diese himmlische Natur des Platonischen Amors wird ihm in dieser Welt, deren vornehmste Bewohner selbst größtentheils nur Thiere sind, niemals einen großen Anhang zuwege bringen; die meisten werden allezeit derjenigen Liebe nachlaufen, die weiter nichts als Augen und Gefühl von ihnen verlangt.

Ich gestehe Ihnen, Theages, (sagte ich) daß ich recht begierig bin, mich unter die Fahne Ihres erhabnen Amors zu begeben, und in den Geheimnissen seines Dienstes unterrichtet zu werden. So

furchtsam ich vor dem blinden Kupido bin, der seine goldnen Versprechungen mit Reue und Ueberdruß zu bezahlen pflegt, so getrost könnte ich mich diesem Ihrem guten Genius anvertrauen, der uns, wie es scheint, nicht durch bezauberte Gefilde und Labyrinthe erhitzter Begierden, sondern auf den einfältigen und anmuthsvollen Pfaden der Natur zur Glückseligkeit führen will. Gewiß ist er ein guter Engel, da er so wenig mißgünstig ist, uns andern Sterblichen die rechte Kunst zu lieben mitzutheilen, die ohne Zweifel unter den Olympiern in den Auen des Friedens und den Tempeln der Harmonie, in der größten Vollkommenheit ausgeübet wird.

Wie leicht sind wir doch zu gewinnen, sagte Aspasia lächelnd, wenn man die Saite in unserm Herzen trifft, die am liebsten angiebt. Nicias ist schon mehr als ein halber Platonist, so bald er gehört hat, daß ihre Filosofie eine Kunst zu lieben ist. Ihr Amor steht ihm ungemein wohl an, weil Sie ihm eine Gestalt geben, welche seinen Ehrgeitz befriediget. Aber verlassen Sie Sich darauf, mein guter Nicias, die beiden Amorn sind einander nahe verwandt, und es ist schon oft geschehen, daß sie ihre Kleidung mit einander verwechselt haben, und daß der leibhafte Kupido erschienen ist, das Wort zu halten, welches der Platonische Sylfe gegeben hatte. Ich rathe Ihnen, nicht allzuleichtgläubig zu seyn. Zum wenigsten versichre ich Sie, daß Sie bei

Ihrem neuen System so viel Vorsichtigkeit nöthig haben werden, als bei irgend einem andern. Denn der bemeldte Knabe der lächelnden Venus ist ein wahrer Proteus, der sich so gut in einen Platoniker als in eine Franciskanerkutte maskiren kann; und wenn er die Dame Fantasie auf seiner Seite hat, (welches ihm ein leichtes ist) so weiß ich nichts, was die beiden Schelme nicht ausrichten können. Was mich betrifft, ich habe immer stoische Gleichmüthigkeit und Ruhe dieser seelenschmelzenden Zärtlichkeit vorgezogen, die vielleicht ihre eignen Vergnügen hat, und lebhaftere als wir andern kalten Seelen kennen, aber wegen ihrer Empfindlichkeit auch tausend Qualen ausgesetzt ist, die um viel stärker verwunden, als die Nadelstiche, welche das Horazische Mädchen ihrem Liebhaber giebt.

Wollen wir uns, sagte Theages lächelnd, durch die Einfälle dieser lebhaften Dame furchtsam machen lassen? Sie hat immer einen kleinen Groll gegen das Wort Liebe gehabt, ob es gleich, selbst nach Luthers Urtheil, einen so süßen und lieblichen Klang hat, daß kein Wort in einer andern Sprache die angenehmste aller Gemüthsbewegungen so bedeutend ausdrückt. Aber glauben Sie mit aller ihrer Gleichmüthigkeit, welche entweder eine Frucht unsrer Filosofie oder ein Fantom ist, würde sie es uns sehr übel nehmen, wenn wir glaubten, daß sie das nicht liebe, was ich Ihnen als den wahren Gegenstand

unsers Herzens vorstellen werde. Die Liebe, die ich Sie lehren will, wird nichts zweideutiges haben, sie wird im strengsten Verstand Weisheit seyn. Die Heiterkeit der Seele, welche Aspasia so sehr liebt, ist ihre unausbleibliche Frucht; aber von einer eigentlichen Ruhe weiß sie nichts. Diese sehen wir als einen Tod der Seele an. Wir müssen immer in Bewegung, aber unsre Bewegungen müssen Harmonie seyn. Das ist es alles.

Aspasia (erwiederte ich) hat mich nicht furchtsam gemacht, denn ich bin nie vermessen gewesen. Es wäre thöricht, in meinem Alter, in Rücksicht auf den anmuthsvollen Betrüger, vor dem mich Aspasia warnet, unbewaffnet und sorglos zu seyn, welches vielleicht in keinem Alter angehet; aber meine Furchtsamkeit ist allezeit meine Sicherheit gewesen. Weil wir aber doch lieben müssen, (denn sind nicht alle Neigungen Liebe?) so ist es besser, man lehre uns recht, was und wie wir lieben sollen. Und dieses erwarte ich von Theages, und ich bin ganz ungeduldig nach der Erscheinung des Amors, von welchem er mir eine so schöne Hoffnung gemacht hat. Können wir ihn nicht durch irgend eine Zauberformel, oder geheime Ceremonien noch heute zu uns herunter nöthigen?

Ich hoffe, versetzte Theages, Sie werden noch Geduld genug haben, den nächsten Morgen zu erwarten, wo wir auf jenem umschatteten Hügel unter

dem erwachenden Schimmer der Morgenröthe am geschicktesten seyn werden, diese erhabnen Geheimnisse vorzunehmen. Daselbst werden wir, wofern wir ihn nicht sehen, zum wenigsten Sie seine Gegenwart, und ich seine Begeisterung empfinden.

Ueber das Verhältniß des Angenehmen und Schönen zum Nützlichen.

Balzac (dessen einst so beliebte Briefe eine unerschöpfliche Fundgrube von Antithesen, Concetti und andern Witzeleien für Epigrammenmacher von Profession seyn könnten) war nicht selten in dem Fall etwas sehr Plattes zu sagen, indem er etwas sehr Sinnreiches gesagt zu haben glaubte. Indessen liefen ihm auch öfters gute Gedanken vor den Schuß — wie es einem nothwendig begegnen muß, der, wie Er, sein Leben damit zubringt, Gedanken aufzujagen.

In folgender Stelle gefällt mir der Schlußgedanke (der epigrammatischen Wendung ungeachtet) wegen der Einfalt und einleuchtenden Wahrheit des Bildes, in welches er eingekleidet ist. „Man muß, sagt er, Bücher zur Erholung und zur Ergötzlichkeit haben, wie man Bücher zur Belehrung und zu Geschäften haben muß. Jene sind angenehm, diese nützlich, und der menschliche Geist bedarf beide. Das kanonische Recht und das Justinianische Gesetz sey und bleibe in Ehren, und herrsche auf den Universitäten; aber man verbanne darum den Homer und Virgil nicht. Wir wollen den Oehlbaum

und den Weinstock bauen, aber ohne Rosen und Myrten auszurotten.

Ich finde indessen bei dieser Stelle zweierlei anzumerken: Das eine ist, daß Balzac den Pedanten, welche die Günstlinge der Musen und ihre Werke mit gerümpfter Nase ansehen, zu viel einräumt, wenn er die Homere und Virgile bloß unter die ergötzenden Schriftsteller rechnet. Das weisere Alterthum dachte hierüber anders, und Horaz behauptet mit gutem Grunde, daß mehr praktische Filosofie vom Homer zu lernen sey als von Krantor und Chrysippus.

Sodann däucht mich, daß es überhaupt mehr eine kaufmännische als filosofische Art zu denken zeige, wenn man das Angenehme dem Nützlichen entgegen stellt, und jenes gegen dieses mit einer Art von Verachtung ansieht.

Vorausgesetzt daß hier bloß von dem Angenehmen, das weder Gesetze und Pflichten noch ein gesundes moralisches Gefühl beleidiget, die Rede ist, sage ich: das Nützliche, in so fern man es dem Schönen und Angenehmen entgegen setzt, haben wir mit dem niedrigsten Vieh gemein, und, wenn wir lieben und schätzen was uns in diesem Ver-

stande nützlich ist, thun wir nichts als was das Oechslein und das Eselein auch thut. Der Werth dieses Nützlichen hängt von seiner mehrern oder mindern Unentbehrlichkeit ab. In so fern also eine Sache zur Erhaltung der menschlichen Gattung und der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig ist, in so fern ist sie allerdings etwas Gutes: aber etwas Vortreffliches ist sie darum nicht. Daher begehren wir auch das Nützliche nicht um sein Selbst, sondern bloß um gewisser Vortheile willen, die wir davon ziehen. Das Schöne hingegen lieben wir aus einem innern Vorzug unsrer Natur vor der bloß thierischen; denn unter allen Thieren ist der Mensch allein mit einem zarten Gefühl für Ordnung, Schönheit und Grazie begabt. Daher kommt es, daß er desto vollkommner, desto mehr Mensch ist, je ausgebreiteter und inniger seine Liebe zum Schönen ist, und je feiner und sichrer er durch die bloße Empfindung die verschiedenen Grade und Arten des Schönen zu unterscheiden weiß. Eben darum ist's auch bloß das Schöne, in Künsten sowohl als in Lebensart und Sitten, was den geselligen, entwickelten und verfeinerten Menschen von dem Wilden und Barbaren unterscheidet: ja, alle Künste ohne Ausnahme, und die Wissenschaften selbst, haben ihr Wachsthum beinahe allein dieser dem Menschen eingepflanzten Liebe zum Schönen und Vollkommnen

zu danken, und würden noch unendlich weit von dem Grade, zu dem sie in Europa gestiegen sind, entfernt seyn, wenn man sie in die engen Grenzen des Nothwendigen und Nützlichen, im gemeinen Sinne dieses Wortes, hätte einschränken wollen.

Dieß letzte that Sokrates, und wenn er jemals in einer Sache Unrecht hatte, so war es hierin. Keppler und Newton würden nimmermehr die Gesetze des Weltsystems — das Schönste, was der menschliche Geist durch Denken herausgebracht hat — gefunden haben, wenn sie, seiner Vorschrift zufolge, die Meßkunst auf die bloße Feldmesserei und die Astronomie auf den bloßen nothdürftigen Gebrauch bei Land- und Seereisen und beim Kalendermachen eingeschränkt hätten.

Sokrates ermahnte die Maler und Bildhauer, das Schöne und Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden: so wie er die mimischen Tänzer aufmunterte, das Vergnügen, das ihre Kunst zu geben fähig sey, zu veredeln, und das Herz zugleich mit den Sinnen zu ergötzen. Dem nämlichen Grundsatze zufolge mußte er diejenigen Arbeiter, welche sich mit den unentbehrlichern Dingen beschäftigen, ermahnen, das Nützliche so viel möglich mit dem Schönen zu vereinigen. Aber nichts für

schön gelten lassen wollen, als in so fern es nützlich ist, heißt die Begriffe verwirren.

Schönheit und Grazie sind zwar durch die Natur selbst mit dem Nützlichen verwandt: aber sie sind nicht darum begehrenswürdig, weil sie nützlich sind, sondern weil es der Natur des Menschen gemäß ist, in ihrem Anschauen ein reines Vergnügen zu genießen: ein Vergnügen das mit demjenigen so uns das Anschauen der Tugend macht, völlig gleichartig, und eben so sehr ein Bedürfniß vernünftiger Wesen ist, als Nahrung, Kleidung und Wohnung Bedürfnisse des thierischen Menschen sind.

Ich sage des thierischen Menschen, weil er sie mit allen andern oder doch mit den meisten Thieren gemein hat. Aber weder diese thierischen Bedürfnisse, noch die Fähigkeit und Bestrebung sie zu befriedigen, machen ihn zum Menschen. Indem er für sein Futter sorgt, sich ein Nest baut, sich zu einem Weibchen hält, seine Jungen ätzt, und sich mit einem andern herumbeißt der ihm sein Futter nehmen, oder sich in den Besitz seines Nestes setzen will — in allen diesem handelt er, was das Materielle betrifft, als ein Thier. Bloß durch die Art und Weise wie der Mensch — wofern er nicht durch zwingende äußre Ursachen zu einem viehischen Stande gebracht und darin erhalten wird — alle

diese thierischen Dinge thut, unterscheidet und erhebt er sich über alle übrige Thierarten, und zeigt seine Menschheit. Denn dieß Thier das sich Mensch nennt, und dieß allein, hat ein angebornes Gefühl für Schönheit und Ordnung, hat ein Herz das zur Mittheilung seiner selbst, zu Mitleiden und Mitfreude, und zu einer unendlichen Mannigfaltigkeit angenehmer und schöner Empfindungen aufgelegt ist; hat einen starken Hang zum Nachahmen und Schaffen, und bemüht sich unaufhörlich an dem was er erfunden oder gemacht hat, zu bessern.

Alle diese Eigenschaften zusammen genommen unterscheiden ihn wesentlich von den übrigen Thieren, machen ihn zu ihrem Herrn und Meister, unterwerfen ihm Erde und Meer, und bringen ihn von Stufe zu Stufe so weit, daß er durch die beinahe unbegrenzte Erhöhung seiner Kunstfähigkeiten im Stande ist, die Natur selbst umzugestalten, und sich aus den Materialien die sie ihm giebt, eine neue, zu seinen besondern Absichten vollkommner eingerichtete Welt zu erschaffen.

Das erste, worin der Mensch diese seine Vorzüglichkeit offenbart, ist die Verfeinerung und Veredlung aller der Bedürfnisse, Triebe und

Verrichtungen, die er mit den Thieren gemein hat. Die Zeit, die er dazu braucht, kommt hier nicht in Betrachtung. Genug er bringt es endlich dahin, daß er seinen Unterhalt nicht mehr dem bloßen Zufall abbetteln muß; und die größere Sicherheit einer reichlichern und bessern Nahrung läßt ihm Muße, auch auf die Vervollkommnung der übrigen Erfordernisse des Lebens zu denken. Er erfindet eine Kunst nach der andern; jede derselben vermehrt die Sicherheit oder das Vergnügen seines Daseyns; und so steigt er unaufhörlich vom Unentbehrlichen zum Gemächlichen, vom Gemächlichen zum Schönen.

Die natürliche Gesellschaft in der er geboren ist, verbunden mit der Nothwendigkeit sich gegen die nachtheiligen Folgen der großen Ausbreitung der menschlichen Gattung sicher zu stellen, veranlaßt ihn endlich zur bürgerlichen Gesellschaft und Lebensart.

Aber auch da hat er kaum für das Nothwendige, für die Mittel der innern und äußerlichen Sicherheit, gesorgt: so sehen wir ihn auf tausendfältige Art beschäftigt, diesen seinen neuen Zustand zu verschönern. Unvermerkt verwandeln sich kleine Dörfer in große Städte, die Wohnsitze der Künste

und der Handlung, und die Vereinigungspunkte der verschiedenen Nazionen des Erdbodens. Der Mensch breitet sich auf allen Seiten und in jedem Sinne immer weiter aus. Schiffahrt und Handelschaft vermehren die Verhältnisse und Beschäftigungen, indem sie die Bedürfnisse und Güter des Lebens vervielfältigen. Reichthum und Wollust verfeinern jede Kunst, deren Mutter Noth und Mangel war, Muße, Ruhmbegierde und öffentliche Aufmunterung befördern das Wachsthum der Wissenschaften, welche durch das Licht, das sie über alle Gegenstände des menschlichen Lebens verbreiten, zu reichen Quellen neuer Vortheile und Vergnügungen werden.

Aber in eben dem Maße, wie der Mensch seinen äußern Zustand verschönert und verbessert, entwickelt sich auch sein Gefühl für das sittliche Schöne. Er entsagt den rohen und unmenschlichen Gebräuchen der Wildheit; lernt alle gewaltsame Handlungen gegen seines gleichen verabscheuen, und gewöhnt sich an die Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit. Die mannigfaltigen Verhältnisse des gesellschaftlichen Standes entwickeln und bestimmen die Begriffe des Wohlstandes und der Höflichkeit; und die Begierde sich andern gefällig zu machen und sich bei ihnen in Achtung zu setzen, lehrt ihn seine Leidenschaften zurück halten, seine Fehler verbergen, seine beste Seite

heraus kehren, und alles was er thut auf eine anständige Art verrichten. Mit Einem Worte, seine Sitten verschönern sich mit seinem übrigen Zustande.

Durch alle diese Stufen erhebt er sich endlich bis zu der höchsten Vervollkommnung seines Geistes, die in seinem gegenwärtigen Leben möglich ist, zu dem großen Begriffe des Ganzen wovon er ein Theil ist, zum Ideal des Schönen und Guten, zu Weisheit und Tugend, und zur Anbetung der unerforschlichen Urkraft der Natur, des allgemeinen Vaters der Geister, dessen Gesetze zu erkennen und zu thun zugleich ihr größtes Vorrecht, ihre erste Pflicht und ihr reinstes Vergnügen ist.

Alles dieß nennen wir mit Einem Worte: die Fortschritte der Menschheit. Und nun antworte sich ein jeder selbst auf die Frage: würde der Mensch sie gemacht haben, wenn jenes angeborne Gefühl des Schönen und Anständigen unthätig in ihm geblieben wäre? Nehmet es ihm, und alle Wirkungen seiner schlafenden Macht, alle Denkmäler seiner Größe, alle Reichthümer der Natur und Kunst, in deren Besitz er sich gesetzt hat, verschwinden; er sinkt in den viehischen Stand der dummen und gefühllosen Bewohner von Neuholland

zurück, und mit ihm versinkt die Natur selbst in Wildheit und chaotische Ungestalt.

Was sind alle diese Stufen, durch die der Mensch nach und nach sich der Vollkommenheit nähert, als Verschönerungen? Verschönerungen seiner Bedürfnisse, Lebensart, Kleidung, Wohnung, Geräthe? Verschönerungen seines Geistes und Herzens, seiner Gesinnungen und Leidenschaften, seiner Sprache, Sitten, Gebräuche, Vergnügungen?

Welch ein Abstand von der ersten Hütte zu einem Gebäude von Palladio? Von der Piroge eines Karaiben zu einem Linienschiffe? Von den drei Klötzen, die in uralten Zeiten bei den Böotiern die Huldgöttinnen vorstellten, zu den Grazien des Praxiteles? Von einem Dorfe der Hottentotten oder wilden Indianer zu einer Stadt wie London? Von dem Putz einer Neu-Seeländerin zum Prachtanzug einer Sultanin? Von der Sprache der Einwohner von Otahity zu den Sprachen des Homer, Vergil, Tasso, Milton und Voltaire?

Durch wie viel unzählige Grade der Verschönerung mußten die Menschen und die menschlichen Dinge gehen, bis sie diesen beinahe unermeßlichen Zwischenraum zurück gelegt hatten!

Die Begierde zum Verschönern und Verfeinern, und die Unzufriedenheit mit dem geringern Grade, so bald man einen höhern kennen lernt, sind die wahren einzigen und höchst einfachen Triebfedern, wodurch der Mensch es dahin gebracht hat, wo wir ihn sehen. Alle Völker, die sich vervollkommnet haben, machen den Beweis dieses Satzes, und wenn sich wirklich solche finden sollten, die — ohne besondere fysische oder sittliche Hindernisse — immer auf dem nämlichen Grade der Unvollkommenheit stehen blieben, oder gar einen gänzlichen Mangel jener Triebfedern der Vollkommnung verriethen: so hätte man Ursache, sie vielmehr für eine besondere Art von menschenähnlichen Thieren als für wirkliche Menschen unsres Stammes und unsrer Art zu halten.

Wenn nun (wie niemand läugnen wird) alles, was den Menschen und seinen Zustand vervollkommnet, den Namen des Nützlichen verdient: wo bleibt der Grund dieses verhaßten Gegensatzes, den gewisse Ostrogothen noch immer zwischen dem Schönen und Nützlichen machen? — Vermuthlich haben diese Leute wohl nie bedacht, was es für Folgen haben würde, wenn ein Volk, das eine hohe Stufe der Verfeinerung erreicht hat, seine Musik, seine Dichter, seine Schauspieler, seine Maler und

übrigen Künstler, mit einem Worte, alles was zum Gebiete der Musen und Grazien gehört, des Landes verwiese oder verhungern ließe — oder, was eben so schlimm wäre, wenn es den guten Geschmack in allen diesen Künsten verlöre?

Der Verlust von Dingen, die ohne Vergleichung weniger auf sich haben, würde schon eine gewaltige Lücke in seinem Wohlstande machen. — Wenn man euch eine Rechnung vorlegte, was es für die Franzosen zu bedeuten hätte, wenn nur die zwei kleinen Artikel, Fächer und Tabakdosen, aus der Zahl der Europäischen Bedürfnisse ausgestrichen werden könnten — und ihr bedächtet dann, daß dies nur ein paar kleine Aestchen von den unzähligen Aesten und Zweigen der Industrie sind, welche die Liebe zu Spielsachen und Flitterwerk, womit alle die großen Kinder in Hosen und langen Röcken um uns herum behaftet sind, hervorgetrieben hat; und ihr wolltet ein wenig nachrechnen, wie nützlich der Welt sogar die unnützlichen Dinge sind; und wolltet überlegen, daß die Gebiete des Schönen und Nützlichen keine geschlossenen Gebiete, sondern auf so mannigfaltige Art durcheinander gewunden sind, daß es gar nicht möglich ist, ihre Grenzen jemals genau und zuverläßig anzugeben; kurz, daß eine so große Verwandtschaft zwischen ihnen ist, daß beinahe alles

Nützliche schön, und alles Schöne nützlich ist, oder werden kann: wenn ihr das alles überleget, so würdet ihr — —

Aber es giebt Leute, die (wie die Abderiten) vom Ueberlegen nicht klüger werden. Wem der Kopf einmal schief sitzt, der wird in seinem Leben nicht dahin gebracht, die Sachen so zu sehen, wie sie von allen andern, die gerade vor sich hinschauen, gesehen werden.

Und dann giebt es noch eine Gattung unverbesserlicher Leute, die von jeher erklärte Verächter des Schönen gewesen sind; nicht weil ihnen der Kopf schief sitzt, sondern weil sie nichts nützlich nennen als was ihren Seckel füllt. Nun ist das Handwerk eines Sykofanten, Quacksalbers, Amuletenkrämers, Dukatenbeschneiders, Kupplers, Tartüffen, u. s. w. so einträglich es auch seyn mag, gewiß nicht schön: es ist also natürlich, daß diese Herren allerseits bei jeder Gelegenheit eine tiefe Verachtung gegen das Schöne das ihnen nichts einträgt zu Tage legen. Ueberdieß, wie manchem Görgen ist seine Dummheit nützlich? Wie mancher verlöre sein ganzes Ansehen, wenn die Leute, unter denen er es gewonnen oder erschlichen hat, Geschmack genug hätten, Aechtes vom Unächten, und Schönes vom Schlechten zu unterscheiden? Solche Leute haben freilich eine wichtige Personalursache, Feinde von

Witz und Geschmack zu seyn. Sie sind in dem Falle jenes Ehrenmannes, der seine häßliche Tochter an einen Blinden verheirathet hatte, und nicht zugeben wollte, daß seinem Tochtermanne der Staar gestochen würde.

Aber wir andern, die nur dabei zu gewinnen haben, wenn wir klüger werden, was für Abderiten müßten wir seyn, wenn wir uns von diesen interessirten Herren bereden lassen wollten, blind zu werden oder blind zu bleiben, damit ihrer Töchter Häßlichkeit nicht offenbar werde?

Sendschreiben

an

einen jungen Dichter.

1782.

I.

Nun wohlan denn, mein junger Freund! niemand kann seinem Schicksal entrinnen; und wenn auch Sie zum Lorberkranz und dunkeln Kämmerchen des göttlichen Tasso, oder zum Spital und Nachruhm des Portugiesen Kamoens bestimmt sind, kann ich schwacher Sterblicher es verhindern?

Ich habe Ihre Beichte gehört, und den ganzen Fall wohl erwogen. Ihr innerer Beruf scheint in der That keinem Zweifel unterworfen zu seyn.

Eine so scharfe Stimmung aller äußern und innern Sinne, daß der leiseste Hauch der Natur das ganze Organ der Seele, gleich einer Aeolsharfe, harmonisch ertönen macht, und jede Empfindung die Melodie des Objekts, wie das schönste Echo, im reinsten Einklang, verschönert zurück giebt, und, so wie sie stufenweise verhallt, immer lieblicher wird.

Ein Gedächtniß, worin nichts verloren geht, aber alles sich unmerklich zu jener feinen, bildsamen, halb geistigen Masse amalgamirt, woraus die Fan-

tasie ihre eigenen neuen Zauberschöpfungen hervor haucht.

Eine Einbildungskraft, die durch einen unfreiwilligen innern Trieb alles Einzelne idealisirt, alles Abstrakte in bestimmte Formen kleidet, und unvermerkt dem bloßen Zeichen immer die Sache selbst oder ein ähnliches Bild unterschiebt; kurz, die alles Geistige verkörpert, alles Materielle zu Geist reinigt und veredelt.

Eine zarte und warme, von jedem Anhauch auflodernde Seele, ganz Nerv, Empfindung und Mitgefühl, die sich nichts todtes, nichts fühlloses in der Natur denken kann, sondern immer bereit ist, ihren Ueberschwang von Leben, Gefühl und Leidenschaft allen Dingen um sich her mitzutheilen; immer mit der behendesten Leichtigkeit andre in sich, und sich in andre verwandelt.

Eine von der ersten Jugend an erklärte, sich nie verläugnende leidenschaftliche Liebe zum Wunderbaren, Schönen und Erhabenen in der fysischen und moralischen Welt.

Ein Herz, das bei jeder edeln That hoch empor schlägt, vor jeder schlechten, feigherzigen, gefühllosen, mit Abscheu zurück schaudert.

Zu allem diesem, bei dem heitersten Sinne und leichtesten Blut, ein angeborner Hang zum Nachsinnen, zum Forschen in sich selbst, zum Verfolgen seiner Gedanken, zum Schwärmen in der Ideen-

welt — und, bei der geselligsten Gemüthsart und der zärtlichsten Lebhaftigkeit der sympathetischen Neigungen, eine immer vorschlagende Liebe zur Einsamkeit, zur Stille der Wälder, zu allem was die Ruhe der Sinne befördert, allem was die Seele von den Gewichten erleichtert, wodurch sie in ihrem eigenthümlichen freien Fluge gehemmt wird, oder was sie von den Zerstreuungen befreit, die ihr inneres Geschäft stören.

Freilich, wenn dieß alles nicht natürliche Anlage zu einem künftigen Dichter ist, nicht hinreicht einem Jüngling Sicherheit zu geben, daß es (mit dem Filosofen der Dichter zu reden) die Musen selbst seyen, die ihm die schöne Raserei zugeschickt, die er eben so wenig, als Virgils Kumäische Sybille den profetischen Gott, von sich schütteln kann —

Seyn Sie ruhig, mein Freund! Ich erkenne und ehre den unauslöschlichen Charakter, wodurch die Natur Sie zum Priester der Musen geweiht hat: und da es, nach dem göttlichen Plato, bloß darauf ankommt, daß die Musenwuth, um die schönsten Wirkungen zu thun, eine zarte und ungefärbte Seele ergreife; so müßte ich mich sehr an Ihnen irren, oder Sie werden der Theorie unsers Filosofen Ehre machen.

Ich möchte es eben nicht für ein untrügliches Kennzeichen eines ächten innern Berufs annehmen;

aber wenigstens pflegt sich fast immer bei künftigen Virtuosen, bei Dichtern, Malern u. s. w. von der ersten Jugend an ein beinahe unwiderstehlicher Trieb zu der Kunst, in welcher sie vortrefflich zu werden bestimmt sind, zu äußern — und auch dieses Zeichen der Erwählung findet sich an Ihnen, mein junger Freund.

„Ich kann mich (sagen Sie mir) so weit ich in meine ersten Lebensjahre zurück zu sehen vermag, keiner Zeit erinnern, wo ich nicht Verse gemacht hätte. Die angeborne Empfindlichkeit meines Ohrs für die Musik schöner Verse — die Wollust, in welcher ich schwamm, wenn ich mir schon als Knabe gewisse vorzüglich schön versificirte Stellen in alten oder neuern Dichtern, besonders in der Aeneis und in Horazens Oden, laut vordeklamirte — das häufige Wiederholen und Verweilen bei solchen Stellen, an denen sich, auch wenn ich sie still las, ich weiß nicht welch ein inwendiges geistiges Ohr, womit mich die Natur beschenkt hat, wie am verhallenden Nachklange des Gesanges der Musen, weidete — alles dieß kam bei mir dem Unterrichte zuvor: und so fand sichs, daß ich alle Arten von Versen machte und eine Menge von Regeln beobachtete, eh' ich den mindesten gelehrten Begriff von Prosodie, Rhythmus, poetischem Numerus, nachahmender Harmonie, und dergleichen hatte. Nichts glich meiner Liebe zu den Dichtern als die

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Leichtigkeit, womit ich sie verstand, das Interesse, das sie mir einflößten, und die beinahe ekstatische Entzückung, in welcher ich Stunden lang in Genuß einer vorzüglich schönen Stelle, und in den Visionen, die dadurch in meiner Seele veranlaßt wurden, verharrete. Ueber meinem Virgil, Haller, Milton, und Klopstocks ersten fünf Gesängen, vergaß ich Essen und Trinken, Spiel, Schlaf, mich selbst und die ganze Welt. — Ich erfuhr zwar von früher Jugend an, von Seiten derer, denen meine Erziehung von natürlicher oder bezahlter Pflicht wegen oblag, den nämlichen Widerstand, womit Ovid, Ariost, Tasso, Marino, und so viele andre berühmte Dichter zu kämpfen hatten. Aber die stärkere Natur siegte, und der Genius oder Kobold (wie Sie ihn lieber nennen wollen) der mich besaß, wollte sich weder in gutem noch bösem austreiben lassen. Wenn ich auch keine Verse machte, meine musenfeindlichen Aufseher hatten damit wenig gewonnen. Alle Ideen und Kenntnisse, womit sie meine Seele voll zu stopfen beflissen waren, fielen entweder wieder durch, oder verwandelten sich in poetischen Stoff. Was ich nur trieb, Metafysik, Moral, Naturlehre, Geschichte, Politik, alles wurde in mir zu Epopee und Drama; und während uns der Lehrer mit der Miene eines Mystagogen die Leibnitzische Monadologie erklärte, entwickelte sich in meiner Einbildungskraft der Plan eines Gedichts

über den Ursprung der Venus aus Meerschaum; oder ich ließ die Bildsäule Pygmalions sich vor meinen Augen beleben, oder erklärte mir, wie das große Principium der Orfischen Kosmogonie, die Liebe, gleich der Leier Amfions, durch ihre Anziehungskraft die Elemente in eine Welt habe zusammen fügen können." —

Was kann ich Ihnen, mein Lieber, gegen Thatsachen von dieser Stärke einwenden? — Ich glaube meine eigene Geschichte zu hören. Alles dieß war, von Wort zu Wort, vor fünf und dreißig Jahren mein eigner Fall: und wenn ich Sie, nach so deutlichen Fingerzeigen der Natur, gleichwohl noch am diesseitigen Ufer des gefährlichen Rubikon aufhalten möchte; so habe ich wenigstens ganz andre Ursachen dazu, als Mißtrauen in Ihre Anlage und Fähigkeiten.

Schon die ersten Blumen des fruchtbaren Bodens, der Ihnen zu Theil geworden ist, so bescheiden Sie selbst davon denken, würden hinlänglich seyn, mir von Ihnen die schönsten Hoffnungen zu machen; und um so gewissere, eben darum weil Sie, bei einem so entschiedenen Naturberuf und so vielen Vorübungen und Studien von mehrern Jahren, noch immer so wenig mit Ihren eignen Produkten zufrieden sind, und durch einen Beifall, den Sie zu verdienen Sich nicht bereden können, beinahe eben so sehr beleidigt werden als andre durch den gerechtesten Tadel. Ich

kenne kein entscheidendres Merkmal eines wahren Talents als — diese Schwierigkeit, sich selbst ein Genüge zu thun; dieses unermüdete Höherstreben diese unaffektirte Verachtung dessen, was man schon ist gegen das, was man noch werden zu können sich getraut; und dieses feine Gefühl für die Schönheiten in den Werken andrer, und für die Mängel in seinen eigenen: — Eigenschaften, die ich so oft an Ihnen wahrzunehmen Gelegenheit habe, und die bei jungen und alten Dichtern so selten sind.

Staunen Sie mich immer an so viel Sie wollen, mein Lieber! Aber gerade meine so wohl begründete Ueberzeugung, daß Mutter Natur wirklich die Absicht hatte einen Dichter aus Ihnen zu machen, und daß Sie, wenn Sie Sich Ihrem Hang überlassen, ganz Dichter und also für alle andre Lebensarten verloren seyn werden, gerade dieß ists, was mich für Sie zittern macht. Unglücklicher Weise hat die gute Mutter an alles, nur nicht an den einzigen großen Punkt gedacht, daß Plutus zu ihrem Plan hätte beigezogen werden müssen. Wie konnte sie vergessen, daß die Dichter, so wenig als die Paradiesvögel, von Blumendüften leben können; und daß gerade der Mann, dem alle Elementargeister zu Gebote stehen, und dem es nur einen Federzug kostet um die herrlichste Zaubertafel aus der Erde hervor steigen zu lassen, unter allen Menschen in der Welt dem Hungersterben am nächsten ist, wenn nicht

zufälliger Weise irgend ein mitleidiger Genius (auf den übrigens nie zu rechnen ist) besser für ihn gesorgt hat, als die Natur, die Musen — und er selbst?

Ein andres wäre, wenn Sie die Miene hätten, dem weisen Rathe zu folgen, den Herr Klinggut seinem Freunde giebt, die Poeterei (mit der es, wie er meint, doch immer in allem Betracht eine unsichre Sache ist) bloß als Nebenwerk neben einem einträglichen Amte oder einer andern ehrbaren gelehrten oder bürgerlichen Nahrung zu treiben. Ruft dich dann einmal, sagt Herr Klinggut, ein schöner Tag in deinen Garten,

Dein Kaffe und die Vögel warten
Nebst deinen Blumen schon auf dich;
Du wirst entzückt, du freu'st dich inniglich,
Du kennst schon die Natur und sie kennt dich,
Und eh' du's merkst, macht sie dich selbst zum Dichter;
Ruft dann die Kurie als Richter,
Dein Amt, dein Haus, dein Freund, nichts auf der Welt, dich ab:
So eil' und lauf' in vollem Trab,
Hohl' dir ein Blatt Papier und schreibe,
Von keinem bessern Zeitvertreibe
Gereitzt, den ganzen langen Tag,
Und schick's nach Dessau in Verlag.

Das ist doch eine Art sich mit der Natur und den Musen auf einen Fuß zu setzen, wobei man noch ziemlich leidlich wegkommt! Aber die Verse, die man so nach Dessau in Verlag schickt, sind denn freilich auch darnach; und man muß gestehen, daß die Dichter vom engern Ausschusse sich gewöhnlich anders dazu angeschickt haben. Wer nur alsdann Verse macht, wenn er sonst auf der Gotteswelt nichts zu thun weiß, wird gerade so ein Dichter seyn, wie einer, der sich nur in verlornen Stunden mit Malerei abgeben wollte, ein Raffael seyn würde.

Was ich Ihnen hier sage, bleibt unter uns. Bewahren mich die Grazien, daß ich die Herren, die ihre verlornen Stunden so gut zu benutzen wissen, in ihrem Zeitvertreibe beeinträchtigen wollte! — Genug, Sie, mein junger Freund, sind, zu Ihrem Glück oder Unglück, keiner von dieser Kategorie. Ihre Liebe zur Muse ist eine ernsthafte Leidenschaft, die das Schicksal Ihres Lebens entscheiden wird.

Sie werden überall, in allen Vorfallenheiten, Verhältnissen, Geschäften, Händeln, Leiden und Freuden Ihres Erdewallens, Dichter seyn; immer denken, fühlen, reden, handeln, wie nur ein Dichter denkt, fühlt, spricht und handelt: und, wenn Sie auch zehn Jahre hinter einander keinen einzigen Vers gemacht hätten, so wird doch alles, was Sie in diesen zehn Jahren gesehen, gehört, versucht,

gethan und gelitten haben, entweder Poesie gewesen oder zu Poesie geworden seyn; und es werden am Ende dieser (dem Anschein nach) für die Musen verlornen Periode Ihres Lebens mehr Keime und Embryonen von Gedichten aller Art in Ihrer Seele liegen, als Sie, wenn Sie auch Bodmers oder Nestors Jahre erreichten, nicht auszubrüten Zeit haben würden.

Aber, ach! dieß ists nicht allein. Sie werden auch Thorheiten begehen, die nur ein Dichter begehen kann — werden mit dem glücklichsten Kopfe, mit dem besten Herzen, alle Augenblicke in einem falschen Lichte vor der Welt stehen; immer Klagen und Vorwürfe hören, und doch immer nur Sich selbst Schaden thun; und, wie Sie es auch anstellen mögen, um die Welt zu überzeugen daß Sie ein unschuldiges harmloses wohlmeinendes Wesen sind, wird man Sie doch immer als ein Wunderthier anstaunen, in dessen Art zu denken und zu seyn die Leute sich nicht finden können, und in dessen Verstand oder Herz alle Augenblicke mächtige Zweifel gesetzt werden.

Alles dieß, mein Lieber, verbreitet sehr unangenehme Folgen auf das Leben eines Menschen, der mit diesem bewunderten und verachteten, beneideten und verhaßten, geschmeichelten und fast immer schlecht belohnten Talente begabt ist, das ihm so sonderbare Vorzüge vor den gewöhnlichen Menschen, so viel

Gewalt über ihre Einbildungskraft, und so unerschöpfliche Mittel sich selbst zu helfen — in der seinigen giebt. Das goldne λαϑε βιωσας.

Der unbemerkte schmale Pfad durchs Leben, der ewige Wunsch aller Seelen, die zum stillen Genusse der Natur und zum Leben mit ihren eigenen Ideen geboren sind, wird für Sie der Baum des Tantalus werden. Eine verhaßte Celebrität, der Sie unmöglich entgehen können, wird Ihre Ruhe vergiften, und einen unversieglichen Schwall von tausend nichtswürdigen aber nur desto beschwerlichern kleinen Plagen über Sie ergießen, die Ihnen nicht einmal die arme Täuschung übrig lassen werden, Sich für das Vergnügen, das Sie der Welt machen, wenigstens mit Liebe belohnt zu glauben.

Eine Musenliebe, wie die Ihrige, endet sich gewöhnlich wie die Leidenschaft eines unerfahrnen Paars von Turteltaubenseelen, die einander statt alles andern Brautschatzes einen unermeßlichen Schatz von Zärtlichkeit zubringen, und in dem süßen Wahne, daß die Liebe sie ewig speisen und tränken werde, aller Vorkehrungen gegen die Bedürfnisse des Lebens vergessen haben. Der bezauberte Liebhaber ist vollkommen versichert, daß an der Seite seiner Geliebten eine Strohhütte ein Feenpallast sey; daß er, bei den Strahlen aus ihren Augen keines Lichts, an ihrem wärmenden Busen keiner Feuerung,

kurz, in dem Ocean von Wonne, worin seine trunkene Seele taumelt, gleich den Göttern im Himmel, nichts bedürfe als — daß der süße Wahn ewig daure! Aber, das ists eben worauf man vergebens gerechnet hat!

Man hat nicht bedacht, daß Stunden, Tage, Monate, vielleicht ganze Jahre, kommen werden, wo die Fantasie, ihrer Zauberkraft beraubt, uns dem unangenehmen Gefühle des Gegenwärtigen Preis giebt; und daß sie (vermöge ihrer immer täuschenden Natur) die Uebel, die uns drücken, eben so sehr vergrößert, als sie in glücklichen Stunden das Angenehme unsers Zustandes erhöhet. Man hat nicht bedacht, daß, wenn es auch in der Natur wäre, aus dem schönen Endymions-Traume, worein sie uns versenkt hat, nimmer von uns selbst zu erwachen, doch gewiß die nüchternen Leute um uns her, aus gutem oder bösem Willen, nicht ermangeln würden, uns so lange zu schütteln und zu rütteln, bis sie uns den schlimmen Streich gespielt hätten, der jenem Korinthier von seinen Anverwandten widerfuhr, da sie ihm so lange Nieseswurz gaben, bis die herrlichen Tragödien verschwanden, die er auf der leeren Schaubühne zu sehen glaubte.

Dieser Umstand allein wäre schon hinlänglich, alle meine Besorgnisse bei dem Lebenswege, den Sie einzuschlagen begriffen sind, zu rechtfertigen. Ein wahrer Dichter — (so selten auch, nach Versich-

rung des vorgelobten Herrn Klinggut, die Louisd'or und — die Zuckermandeln bei ihm sind) — befindet sich doch ungefähr in eben der Lage gegen die Welt, worin sich ein Besitzer des Steins der Weisen befinden würde. Beide könnten vielleicht, jener mit seinem Talisman im Kopf und Herzen, und dieser mit seinem Pulver in der Tasche, glücklich seyn; wenn nur eine Möglichkeit wäre, ihr Geheimniß vor der ganzen Welt zu verbergen. Aber da dieß nicht wohl angeht, so mögen sich beide darauf verlassen, daß man Mittel genug finden wird, sie für den Vortheil, den sie vor andern wackern Leuten haben, büßen zu lassen!

Wenn ich, mein Lieber, so viel für das Glück Ihres künftigen Lebens fürchte, so sind die Louisd'or und die Zuckermandeln wohl das wenigste, was mir im Sinne liegt. Die letztern, mit allem Zubehör von Konfekten und Weinen, (die Ordensbänder etwa ausgenommen) werden Sie vielleicht nur zu oft zu schmecken bekommen; und zu so viel Gold, als ein Dichter braucht, der eben keine Ansprüche an eine Villa — wie Boileau's, und Pope's, oder gar an ein Ferney macht, wird wohl auch noch Rath werden. Horaz speiste so oft er wollte an den Tafeln der Großen in Rom; wohnte so oft und so lange als es ihm gefiel in dem prächtigen Hause Mäcens, oder in seiner herrlichen Villa zu Tibur; hatte sein eigenes kleines Sa-

binum — kannte beinahe keine andre Plagen, als die er, durch das Unglück Roms erster Lyrischer Dichter zu seyn, von den Autoren, vom Publikum und von seiner Celebrität zu leiden hatte; und fand sich doch öfters so davon zusammen gedrückt, daß ihm, bei aller seiner Liebe zu den Musen, in der Ungeduld die Lästerung entfuhr: Der Henker sollte ihn holen, wenn er seine Zeit nicht lieber verschlafen als Verse machen wollte.

Lesen Sie, was dieser liebenswürdige Dichter — der ein eben so feiner Weltmann als ein Mann von Genie und auserlesenen Kenntnissen war — an vielen Stellen seiner Briefe (besonders im neunzehnten an Mäcen, und im zweiten des zweiten Buchs an Julius Florus) von den Ungemächlichkeiten und Drangsalen des poetischen Berufs sagt; und lesen Sie, wenn Sie wollen, auch die Zusätze seines neuesten Kommentators, der seinen Autor (aus dem sehr simpeln Grunde, weil es ihm ungefähr eben so ergangen war) anschaulicher und inniger als manche andre verstanden zu haben scheint. Es ist, weil man doch einmal sein Schicksal erfüllen muß, wenigstens gut wenn man weiß wessen man sich zu versehen, und wie viel oder wenig man auf die Einnahmen, die man für die sichersten hielt, Rechnung zu machen hat.

Unter allen den schönen Lufterscheinungen, die einen jungen Dichtergeist ermuntern und beflü-

geln, wenn er die lange und mühevolle Laufbahn beginnt, deren Ziel unter tausend Mitlaufenden nur so wenige erreichen, ist vielleicht die süßeste — „der Wahn, daß etwas mehr als Beifall, mehr als das eitle digito monstrari et dicier hic est, daß die Liebe der Nazion, für die er arbeitet, der Preis seiner unermüdeten Bestrebungen seyn werde.“ Schmeicheln Sie Sich nicht mit einer so eiteln Hoffnung, mein Freund! Das höchste, worauf Sie zählen können, sind Augenblicke von Gunst, kurze Aufbrausungen, von dem Vergnügen, das Sie uns in diesen Augenblicken gemacht haben, veranlaßt, und wofür man Sie durch die Gefälligkeit, sich von Ihnen vergnügen zu lassen, überflüssig belohnt zu haben glaubt. Von dem Momente an, da wir wahrnehmen oder uns auch nur einbilden daß Sie nach unserm Beifall ringen, betrachten wir Sie mit eben den Augen, womit wir alle andre Prätendenten an Virtuosität in den ergötzenden Künsten ansehen; und Sie stehen (es mag Ihnen nun gefallen oder nicht) mit Taschenspielern, Luftspringern und Histrionen in einer Linie. Alle Ihre Anstrengungen, einen hohen Grad von Vollkommenheit zu erreichen, sehen wir als Schuldigkeit an; und wehe Ihnen, wenn Sie nicht immer Sich selbst übertreffen, oder Sich jemals für erlaubt halten auf Ihren Lorbern einzuschlummern!

Sie werden diesen Gedanken nicht sehr aufmunternd finden. Aber ich habe Ihnen noch nicht das ärgste gesagt. Ihre Lage gegen das Publikum als Dichter ist weit weniger vortheilhaft, als wenn Sie die Ehre hätten ein großer Kadenzenmacher oder der Parisische Grand-Diable zu seyn. Zu diesen Künsten hat ungefähr jedermann einen Maßstab, und kann, mehr oder weniger, ziemlich richtig beurtheilen, wie viel dazu gehört um diese oder jene Wunderdinge zu leisten. Aber in der Musenkunst ists gerade das Widerspiel. Unter tausend Lesern hat kaum Einer einen deutlichen und bestimmten Begriff von den Schwierigkeiten und von dem Höchsten der Kunst. Die Leser oder Zuhörer fühlen wohl, ob man sie interessirt oder gähnen macht: aber das ist auch alles! Und da ein sehr mittelmäßiges oder höchst nachläßig gearbeitetes Werk so gut als ein Meisterstück etwas interessantes haben kann: so können Sie Sich darauf gefaßt machen, daß, so bald Ihr Werk aufgehört hat eine Meß-Neuigkeit zu seyn, der erste beste Roman, der etwas Neues ist, und ein wenig Witz, hier oder da eine überraschende Situazion, eine rührende Stelle oder ein schlüpfriges Gemälde hat, sich der Aufmerksamkeit der lesenden Welt bemächtigen, und Ihre Arbeit, hätten Ihnen auch alle neun Musen daran geholfen, auf die Seite drängen wird. Hoffen Sie nicht durch irgend eine Anstrengung, irgend eine

idealische Vollkommenheit, zu der Sie mit allen Kräften Ihres Geistes empor streben, endlich Einmal zu erhalten, was Sie nach Ihren Begriffen von der Kunst, und im lebendigen Bewußtseyn dessen was Sie geleistet haben, für bloße Gerechtigkeit ansehen. Sie werden sie nie erhalten; nicht weil man Ihnen Gerechtigkeit versagen will, sondern weil man keinen Begriff von allem dem hat, was man wissen müßte, um sie Ihnen widerfahren zu lassen.

Wenn ein poetisches Werk, neben allen andern wesentlichen Eigenschaften eines guten Gedichtes, das ist, was Horaz totum teres atque rotundum nennt; wenn es bei der feinsten Politur die Grazie der höchsten Leichtigkeit hat; wenn die Sprache immer rein, der Ausdruck immer angemessen, der Rhythmus immer Musik ist, der Reim sich immer von selbst, und ohne daß man ihn kommen sah, an seinen Ort gestellt hat, wenn alles wie mit Einem Guß gegossen, oder mit Einem Hauch geblasen da steht, und nirgends einige Spur von Mühe und Arbeit zu sehen ist: so kann man sich sicher darauf verlassen, daß es dem Dichter, wie groß auch sein Talent seyn mag, unendliche Mühe gekostet hat. Die Natur der Sache bringt das so mit sich; und, da es vielleicht in keiner Europäischen Sprache schwerer ist schöne Verse zu machen als in der unsrigen, so muß auch der Fleiß und die

Anstrengung, um es in einer solchen Sprache zu einigem Grade von Vollendung zu bringen, verhältnißmäßig desto größer seyn.

Aber bilden Sie Sich ja nicht ein, wofern Ihnen jemals ein Werk dieser Art gelingt, daß Ihnen die Leser für das, was Sie mehr geleistet haben als man von Ihnen forderte, den mindesten Dank wissen werden. Man hätte (wie die tägliche Erfahrung lehrt) auch mit wenigerm fürlieb genommen. Ja, was das schlimmste ist, gerade diese Leichtigkeit, diese Glätte und Rundung, die Ihnen so viel gekostet, und die der einzelne und seltne Kenner mit aller gebührenden Kälte anerkennt, wird Ihrem Werke bei dem großen Haufen — Schaden thun. — „Es kostet Ihnen wohl nicht die geringste Mühe solche Verse zu machen?" — wird das Kompliment seyn, das Ihnen überall entgegen schallen wird: und da die Menschen gewohnt sind, ein Kunstwerk nach der in die Augen fallenden Schwierigkeit, es hervorzubringen, zu schätzen; so wird auf das Ihrige, gerade um dessentwillen, weßwegen Sie Sich selbst am meisten Glück wünschten, eine Art von Verachtung fallen. Man wird es vielleicht mit mehr Vergnügen lesen als manche andre Früchte des nämlichen Jahrganges. Aber, weil man glaubt, daß Ihnen nichts leichter sey als solche Dinge zu machen; so werden Sie kaum mit einem fertig seyn, da man Ihnen, als ob Sie

noch nichts gethan hätten, schon wieder ein anderes zumuthen wird: und wenn Sie so ungefällig oder träg oder unfruchtbar sind, die Erwartung ihrer Gönner nicht aufs schleunigste zu erfüllen; so wird bald eine neue Fabrikwaare, worin's irgend etwas zu lachen oder zu weinen giebt, sich der Aufmerksamkeit der müßigen Welt bemächtigen; und das Werk, worin sich Ihre ganze Seele abgedruckt hat, das Werk Ihrer Liebe, Ihrer Nachtwachen, wobei Sie alle Ihre Kräfte aufgeboten, woran Sie alle Ihre Talente, alle Ihre Kenntniß der Geheimnisse der Kunst verschwendet hatten, wird — mit den Erdschwämmen, die in Einer Nacht hervorstechen, vermengt — in einen Winkel geworfen, und in kurzem so rein vergessen werden, als ob es nie gewesen wäre.

Alles dieß, mein Freund, ist etwas so natürliches, so alltägliches, ist aus einerlei Ursachen von je her bei allen Nazionen (wenigstens in einem gewissen Zeitpunkt) etwas so allgemeines gewesen, daß es lächerlich wäre sich darüber zu beklagen. Aber angenehm ists freilich nicht, von Erfahrungen dieser Art überrascht zu werden; und in den Momenten, worin Ihnen dieß begegnen wird, werden Sie mehr als Einmal versucht seyn, das Glück eines jeden ehrlichen Böotiers zu beneiden, der, gerade mit so viel Menschenverstand als er ins Haus gebraucht, sein Brot im Schweiße seines Angesichts ißt, und für

den Mangel des zweideutigen Vorzugs — daß zehn tausend Menschen, die er nie gesehen hat, seinen Namen nennen und sich anmaßen über ihn und seinen Werth oder Unwerth abzusprechen — durch den Genuß eines unbekannt aber ruhig den Strom der Zeit hinab gleitenden Lebens reichlich entschädigt wird.

Ich werde nie fertig werden, wenn ich Ihnen alle Arten von Verdruß und Ungemach vorzählen wollte, welche jenseits der Aganippe, die für Sie der gefährliche Rubikon ist, auf Sie warten. Ich zweifle nicht, daß ich Ihnen mit einem guten Theile davon nichts sagen würde, als was Sie schon wissen. Aber vergessen Sie nicht, auch die ganze zarte Empfindlichkeit und Reitzbarkeit einer poetischen Organisazion mit dabei in Anschlag zu bringen. Tausend Dinge, die Ihr Leben verbittern werden, sind, an sich betrachtet, Kleinigkeiten: aber für den Nervenbau, für die Einbildung, für das Herz eines Dichters werden es schwere Leiden seyn. Ein einziges schiefes oder hämisches Urtheil, ein einziger dummer Blick eines Zuhörers bei einer Stelle, die ihm einen elektrischen Schlag hätte geben sollen, oder die Frage: Was meinen Sie damit? bei einer feinen Ironie — wird Sie gegen den Beifall von Tausenden unempfindlich machen; und um einer einzigen solchen Citazion willen, wie Sie eine ganz jungfräuliche Stanze eines

Gedichtes das Sie lieben, in einem Buche wo Sie es gewiß nicht erwarteten, und von einem harmlosen akademischen Filosofen, der den Dichter ehren wollte, citirt oder vielmehr stuprirt gesehen haben, werden Sie wünschen Ihr bestes Werk vernichten zu können.

Ich sage nichts von den Begegnungen, die Sie von Autoren, Kunstverwandten, Kennern, Kunstrichtern, Recensenten u. s. w. zu gewarten haben. Sie werden, wenn ich mich nicht sehr an Ihnen irre, in Absicht aller dieser Herren Horazens Methode einschlagen: erwarten Sie also auch Horazens Schicksal, das ist in geheim mit Vergnügen gelesen, ins Angesicht mit Lob überschüttet, und öffentlich bei jeder Gelegenheit mit kritischem Achselzucken oder, wenns am besten geht, mit Stillschweigen beehrt zu werden. — Ein gemeiner Soldat, der bloß durch Talente und Verdienste bis zum Feldmarschall empor stiege, wäre eine große Seltenheit: aber ein Schriftsteller, der, ohne von einer Clique zu seyn, ohne Schüler gemacht, ohne seinen Ruhm den dermaligen Potentaten in der Gelehrten-Republik zu Lehen aufgetragen, ohne hinwieder angehende Schriftstellerchen in seine Klientel genommen und sich in ihnen einen rüstigen Anhang gemacht zu haben, welcher immer bereit ist, auf jeden, der sich des Patrons Ungnade zugezogen hat, mit Faust und Ferse los zu schlagen —

ein Autor, sage ich, der ohne alle diese Hülfsmittel, und (was ich nicht vergessen muß) ohne von der Aegide der goldnen Mittelmäßigkeit bedeckt zu seyn, bloß durch eigenes Verdienst zum ruhigen Besitz eines unangefochtnen Eigenthums von Ruhm und Ansehen unter seinen Zeitgenossen gelangte, wäre eine noch viel größre Seltenheit. Es tragen sich wohl zuweilen seltsame Dinge in der Welt zu, und einer gewinnt ja wohl das große Loos: aber wer kann darauf rechnen, daß Er dieser Eine seyn werde?

Ueberhaupt, wenn ein ausgebreiteter entschiedner Ruhm und die damit verbundnen Vortheile das Ziel sind, wornach Sie laufen: so machen Sie Sich in Zeiten gefaßt, alle nur ersinnlichen Hindernisse in Ihrem Wege zu finden; und am Ende doch vielleicht zu sehen, wie Ihnen Leute zuvor kommen, die, anstatt in der vorgesteckten Bahn zu laufen, querfeld über die Schranken wegsetzen, und durch eine glückliche Verwegenheit den Preis an sich reißen, den sie in einem ordentlichen Wettlaufe nicht erhalten hätten. „Zum Laufen hilft nicht schnell seyn, sagt Salomon, und daß einer angenehm sey, dazu hilft nicht daß er ein Ding wohl könne; sondern alles liegt an der Zeit und am Glücke.“

Sie wissen, mein Lieber, aus wie vielen Ursachen ich den lebhaftesten Antheil an Ihnen nehme. Ich sehe Sie auf einem Wege, der Sie wahrscheinlicher

Weise — nicht zum Tempel des Glücks führen wird; und doch habe ich nicht das Herz Sie zurück zu halten. Ich selbst liebe die Kunst, welcher Sie Sich mit einer so entschiednen Fähigkeit widmen wollen, zu sehr, als daß ich ohne eine Art von innerlicher Bestrafung wünschen könnte, Sie von ihr abzuschrecken. Und wie sollte ich die Antwort nicht voraus sehen, mit der Sie alles was ich Ihrem Entschluß entgegen setzen könnte auf Einmal zu Boden werfen werden? Auch ist meine Absicht nicht Sie abzuschrecken; ich möchte Sie nur nöthigen, ehe Sie Ihre Partei auf immer nehmen, auch die Fährlichkeiten und Unlusten des Weges, der Ihnen so reitzend vorkommt, in Betrachtung zu ziehen.

Zu Horazens Zeiten war die Poesie zufälliger Weise der Weg, eine Art von Glück zu machen. Ihn trieb, wie er sagt, die Dürftigkeit, die alles zu wagen fähig ist, zum Versemachen.

Ibit eo quo vis qui zonam perdidit —

Bei uns, fürchte ich, ists just umgekehrt: der schmale Pfad über den Helikon ist ordentlicher Weise der gerade Weg in die Arme der lumpigen Göttin welcher Horaz entfliehen wollte. Vielleicht erleben Sie eine glücklichere Zeit für die deutschen Musen. Vielleicht ist einem andern Fürsten der Nachruhm bestimmt, den der große König verschmähte, der, nachdem er in vierzig mit jedem

andern Ruhme beladnen Jahren nichts für unsre ihm völlig unbekannte Litteratur gethan hatte, sich endlich an dem Verdienste begnügte, uns die Dürftigkeit und die Mängel derselben öffentlich vorzurücken. Vielleicht — Aber, nein! — weil doch diese hoffnungsvollen Vielleichts sehr ungewiß, und in der That weit unwahrscheinlicher sind als itzt manche sich träumen lassen; so stellen Sie Sich lieber das ärgste vor: und da Sie ohnehin keine große Anlage zur Filosofie des Aristippus haben, und nicht sehr geneigt scheinen, was auch dabei zu gewinnen wäre, viel Weihrauch an die Götter der Erde, oder diejenigen, die ihre Gnaden austheilen, zu verschwenden; so untersuchen Sie Sich selbst genau, ob Sie im Schooße Ihrer lieben Muse allenfalls auch bei einer Mahlzeit von Kartoffeln und Brunnenwasser glücklich seyn können?

Und wenn Sie dann, mein Freund, alles wohl überlegt, entschlossen sind es darauf ankommen zu lassen: so versprechen Sie mir mit Mund und Hand — weil ich Ihnen doch das schlimmste was begegnen kann voraus gesagt habe — niemals in Ihrem Leben, wie es Ihnen auch ergehen mag, Sich über den Neid Ihrer Nebenbuhler und Zunftgenossen, über die Gleichgültigkeit der

Großen, und über den Undank des Publikums zu beschweren.

Nichts ist zugleich unbilliger und alberner, als darüber wimmern, daß die Dinge sind wie sie immer gewesen sind; und daß die Welt anstatt sich um unser liebes kleines Selbst herum zu drehen, in ihrem ewigen Fortschwung, uns, wie ein unmerkliches Atom, ohne es gewahr zu werden mit sich nimmt.

Die Menschen um uns her, vom größten bis zum kleinsten, haben so viel mit sich selbst und ihrer eignen Noth, so viel mit ihren eignen Planen, Bedürfnissen, Leidenschaften, und momentanen Eingebungen des guten und bösen Dämons, den jeder gern oder ungern auf den Schultern tragen muß, zu thun, daß es kein Wunder ist, wenn sie sich nicht viel um die unsrigen bekümmern können. Und dennoch — helfen Sie einem Menschen aus einer Noth, oder machen Sie ihm Vergnügen — wann, wo und wie ers bedarf, und er wird Ihnen in diesem Augenblicke aufrichtig dafür danken. Aber wie können wir von ihm fordern, daß er uns auch für ungebetene und unbrauchbare Dienste Dank wisse, oder, wenn wir ihm zur Unzeit die Ohren voll gesungen haben, sich uns noch dafür verbunden halte? Wie können wir verlangen, daß andern Menschen, mitten im Gedränge ihrer Verhältnisse, Geschäfte, Sorgen, Zerstreuungen, Ergötzlichkeiten,

die Kunst die wir treiben, die Gegenstände wovon unsre Seele voll ist, das Werk, womit wir uns beschäftigt haben, und womit sie vielleicht auf der Gottes-Welt nichts anzufangen wissen, eben so wichtig seyn sollen als uns selbst? Wie können wir billiger Weise verlangen, daß sie ein eben so geübtes Ohr für die Musik unsrer Verse haben, die feinern Schönheiten eines poetischen Gemäldes eben so genau bemerken, eben so hoch in Anschlag bringen sollen, als ob sie viele Jahre lang ein besonderes Studium von solchen Dingen gemacht hätten?

Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß für den bloßen Liebhaber, in Werken des Witzes, des Geschmacks und der Kunst, immer viel verloren geht. Aber darum ist doch das Publikum weder ungerecht gegen vorzügliche Schriftsteller, noch ohne Gefühl für den Werth der Meisterstücke der Musenkunst. Sehen Sie, wie gut öfters auch sehr alltägliche Machwerke, sine pondere et arte, wenn nur irgend etwas daran gefallen kann, aufgenommen werden! Die lesende Welt will auf allerlei Art ergötzt und unterhalten seyn; und sie liebt die Mannigfaltigkeit so sehr, daß ein Autor ganz und gar ungenießbar seyn müßte, dem es nicht glücken sollte bemerkt und (wenigstens eine Zeit lang) aus dem Gedränge der täglich zunehmenden Mitwerber hervorgezogen zu werden. Auch in der leichtesten und kunstlosesten Gattung, die kaum etwas andres Poetisches hat als

die Lebhaftigkeit des Ausdrucks und den Reim, ist Witz oder Laune oder glückliche Ejakulazion eines augenblicklichen Gefühls genug, einen Verfasser der Nazion lieb und schätzbar zu machen. Lassen Sie es also nur nicht an Sich selbst fehlen, mein junger Freund! Verdienen Sie den öffentlichen Beifall, er wird Ihnen nicht versagt werden. Spannen Sie alle Ihre Segel auf, erheben Sie Sich über die Menge, und bereichern Sie, unzufrieden mit einem gemeinen Preise, unsre Litteratur durch Werke, die, anstatt nur auf einen Augenblick zu ergötzen, sich der ganzen Seele des Lesers bemächtigen, alle Organe seiner Empfindung ins Spiel setzen, seine Einbildungskraft erwärmen, bezaubern, und in ununterbrochner Täuschung erhalten, seinem Geiste Nahrung, und seinem Herzen den süßen Genuß seiner besten Gefühle, seines moralischen Sinnes, seiner Theilnehmung an andrer Leiden und Freuden, seiner Bewundrung für alles was edel, schön und groß in der Menschheit ist, gewähren — und verlassen Sie Sich darauf, das Publikum wird Ihnen so viel Dank dafür wissen als Sie billiger Weise nur immer verlangen können.

Ich setze diese Klausel hinzu, weil es Unsinn wäre, von den Menschen mehr zu erwarten als sie zu geben haben. Und mit welchem Rechte wollten die Schriftsteller allein von ihrer Nazion mehr Gerechtigkeit, mehr Dankbarkeit, mehr Gleich-

heit und Beständigkeit fordern, als irgend ein anderer Mann von Verdienste, in welcher Kategorie er immer seyn mag, von ihr zu gewarten hat?

Ich habe diese kleine Abschweifung für nöthig gehalten, damit Sie das, was ich Ihnen von den mancherlei Unannehmlichkeiten des poetischen Lebens bloß als Thatsache gesagt, nicht für Klagelieder aufnehmen, die mir das Gefühl oder Andenken eigener Erfahrungen ausgepreßt habe. In allen nur ersinnlichen Lebensarten und Umständen ist das menschliche Leben mit mancherlei wirklichen, eingebildeten, natürlichen und selbstgemachten Plagen umfangen; und im Augenblicke der Ueberraschung kann uns oft auch ein kleiner Schmerz einen lauten Schrei abnöthigen: aber wer wollte über unvermeidliche, allgemeine, und eben darum sehr erträgliche Uebel sich ungeberdig stellen? Quisque suos patimur manes. — Indessen bedurfte es keiner Rücksicht auf die meinigen, um Ihnen von allgemeinen Erfahrungen zu sprechen, die in allen Zeiten und bei allen Völkern, wo Litteratur blühte, Statt gefunden haben.

Sie, mein Lieber, kennen mich gut genug, um zu wissen, daß ich mit meinem Loose in jeder Betrachtung zufrieden bin. Von meiner Jugend an habe ich die Kunst mehr geliebt als was man Ruhm und Glück nennt; und immer ist mir die unverfälschte Empfindung einzelner edler Seelen, der

unerwartete gutherzige Dank irgend eines wackern Biedermanns, der keine Nebenabsichten dabei haben konnte, mehr gewesen, als der ruhige Beifall des kalten Kenners oder das laute Zuklatschen der Menge — wiewohl es mir in einem Laufe von mehr als dreißig Jahren auch an diesen nicht gefehlt hat. Aber ich würde mir ein Verdienst beilegen, an welches ich keinen Anspruch zu machen habe, wenn ich läugnen wollte: daß ich, indem ich den größten Theil meines Lebens im Dienste der Musen zugebracht, mehr für mich selbst als für andere gethan habe; und daß es die reinste Wahrheit war, und vermuthlich bis an mein Ende wahr bleiben wird, was ich schon vor funfzehn Jahren (zu einer Zeit, da ich am äußersten Ende des südlichen Deutschlandes in gänzlicher Abgeschiedenheit von unserm Parnaß und ohne alle litterarische Verbindung lebte) aus vollem Herzen zu meiner Muse sagte:

Gefällst du nicht, stimmt Welt und Kenner ein
Dich deines Dienst's zu überheben,
So mag dein Trost in diesem Unfall seyn,
Daß du bei süßer Müh' mir viele Lust gegeben:
Du machst, o Muse, doch das Glück von meinem Leben,
Und hört dir niemand zu, so singst du mir allein.

Ich müßte mich sehr irren, wenn diese Gesinnung nicht im Fortgang Ihres Lebens auch die Ihrige seyn

sollte; und so bleibt mir (was für Wege auch übrigens das Schicksal mit Ihnen gehen mag) doch immer der Trost: daß eine Quelle von Glückseligkeit in Ihrem Innern springt, die Ihnen jeden Kummer des Lebens versüßen, den Genuß seiner besten Freuden verdoppeln, und, auch wenn sie zu versiegen anfängt, zum Labsal in den Tagen, die uns nicht gefallen, wenigstens noch einzelne Nektartropfen für Sie übrig haben wird.

Sendschreiben

an

einen jungen Dichter.

1784.

II.

Ich mache meiner Divinazionskraft kein großes Kompliment, wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihre Antwort auf mein erstes Schreiben vorausgesehen habe. Glücklicher Weise für meine kleine Eitelkeit war es, wie Sie selbst versichert zu seyn scheinen, keineswegs meine Absicht, Sie zu erschrecken; widrigenfalls hätte ich die Demüthigung wohl verdient, meines Zwecks so sehr verfehlt zu haben. Ich erwartete von Ihnen nicht nur, daß die Schwierigkeiten und abschreckenden Umstände, wovon ich Ihnen sprach, Ihren Muth vielmehr reitzen als niederschlagen würden; ich sehe auch mit Vergnügen, daß mich meine Vermuthung über die ganze verschiedne Wirkung, welche meine Vorstellungen auf Ihr Gemüth machen würden, nicht betrogen hat. Sie schwingen sich — mit einer Art von Verachtung, die ich (ohne sie völlig gut zu heißen) als unaffektirtes Gefühl Ihrer Seele zu schätzen weiß — über alles — hinweg, was ich Ihnen, aus dem Munde unsers Horaz, und aus der Erfahrung der Dichter aller Zeiten, von

den äußerlichen Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten des poetischen Berufs gesagt habe. „Wer wird sich, sagen Sie, von einer Profession, wozu er sich berufen fühlt, durch Umstände abschrecken lassen, die aus der Natur und den Verhältnissen des menschlichen Lebens nothwendig entspringen, die ihr mit allen andern Professionen gemein sind, und durch standhaftes Ausharren, kluges Betragen, und unablässiges Fortstreben nach Vollkommenheit, gleichwohl vielleicht überwunden werden können?" — Besonders sehe ich Sie mit Vergnügen so wohl gewaffnet gegen die Vorstellung der Armuth, das alte ziemlich gewöhnliche Loos der Künstler, die unter dem Einfluß der Musen stehen. Wohl Ihnen, mein junger Freund, daß das Wort, Armuth, das durch die Aristides und Sokrates, die Curius und Fabricius, die Epiktete und Thomas Moore — kurz durch die Edelsten und Besten der Menschen so ehrwürdig geworden, nichts verächtliches noch abschreckendes in Ihren Augen hat! — und daß Sie sich so ganz darauf eingerichtet zu haben scheinen, auch mit Ihrem Beispiel zu bestätigen, was Horaz dem Römischen Pisistratus zu Gunsten seiner Mitbrüder im Apollo sagt:

Ein Dichter hat sonst keine Leidenschaft
Als seine Lust am Dichten; die allein
Beherrscht ihn ganz und gar, er lebt und webt

In Versen. Schlimme Zeiten, Geldverlust,
Vermögensabfall, all dieß kränkt ihn wenig.
Mag sein Gesind' auf einen Tag entlaufen,
Mag überm Kopf sein Haus ihm niederbrennen,
Er lacht dazu. In seinem Leben kommt
Ihm kein Gedanke seinem Mündel oder
Miterben heimlich einen Streich zu spielen.
Er lebt von Erbsenbrei und schwarzem Brot,
u. s. w.

In London und Paris mag es wohl nicht an Versemännern fehlen, die sich zuweilen mit einer noch leichtern Diät behelfen müssen: aber bei uns Deutschen getraue ich mir (wenigstens so lange die Romanmanufakturen so guten Absatz finden, wie seit einiger Zeit) einem jeden Poeten vel quasi noch immer so viel Erbsenbrei und schwarzes Brot zu garantiren, als er nöthig hat, um nicht — durch Ueberfüllung am Arbeiten gehindert zu werden; ja das Handwerk wirft sogar Bier und Tabak — Bedürfnisse, die man zu Horazens Zeiten noch nicht kannte — reichlich ab; zumal da die Garderobe bei diesen Herren, ordentlicher Weise, ein wenig kostbarer Artikel ist. Indessen ist mir doch lieb zu vernehmen, daß Ihr guter Genius wenigstens für das Unentbehrliche gesorgt, und Ihnen dadurch den sehr wichtigen Vortheil verschafft hat, daß Sie mit Muße und Weile arbeiten können, keinen Zeit-

verlust in Anschlag zu bringen brauchen, und, wenn Sie einen schönen halben Tag auf die Ausfeilung eines Dutzend Verse verschwendet haben, sich nicht hinter drein mit dem armseligen Gedanken, daß der elendeste Proseschmierer, ohne alle Bemühung des Geistes und durch die bloße Behendigkeit seiner Schreibefinger, zehnmal mehr in so viel Stunden verdient habe, plagen müssen; und, beim Anblick ihres zusammen geschrumpften Geldbeutels, nicht zu Verwünschung einer Profession verleitet werden, bei der Sie bloß deßwegen verhungern, weil Sie nicht — ohne sie leben können.

Da Sie, mein Freund, allem Ansehen nach, sich nie in diesem jämmerlichen Falle befinden werden, und, bei der Sicherheit, das Nothwendige des begnügsamen Weisen niemals weder durch Prose noch Verse erwerben zu müssen, für alles Entbehrliche unbesorgt sind — kurz, da für Sie nur eine einzige Art ist, wie Sie nach Ihrer eignen Denkart Ihr Glück machen können und wollen; so befremdet mich ganz und gar nicht, daß auf der einen Seite die Schwierigkeiten die in der poetischen Kunst liegen, auf der andern, das Abschreckende, was Sie in der Natur und den engen Grenzen unsrer Sprache zu sehen glauben, und endlich die Meinung, daß die ersten Plätze auf unserm Deutschen Pindus schon besetzt und neuangehenden Mitwerbern um die lauream apollinarem beinahe nichts ruhm-

würdiges mehr zu unternehmen übrig gelassen sey — die einzigen Hindernisse und Abschreckungen sind, die auf Ihre Einbildung zu wirken, und gleichsam in dem Augenblick, da Sie dem rufenden Genius die Hand reichen wollen, sie unschlüssig und muthlos zurück zu halten scheinen.

Ihre Furcht vor den innerlichen Schwierigkeiten der poetischen Kunst, ist eine heilsame Furcht, wovon ich allen angehenden Dichtern ein großes Maß wünschen möchte. Sie gründet sich auf lebendiges Anschauen und Bewußtseyn alles dessen, was ein Dichter von sich selbst fordern muß, wenn es ihm auch unglücklicher Weise an einem Publikum fehlte, das sich mit weniger nicht befriedigen ließe. Ein Jüngling, den die Natur mit zureichenden Kräften begabt hat, die Schwierigkeiten zu überwinden, kann sich dieselben schwerlich zu groß einbilden. Sein Geschmack kann nie zu ekel, sein Ohr nie zu fein, sein Gefühl für Schönheiten und Fehler nie zu zart und scharf, kurz, er kann nie zu streng seyn, sich selbst nichts zu übersehen, was durch hartnäckigen Fleiß gehoben werden kann, und wenn es auch nur ein dem Ohr unangenehmer Zusammenstoß von Konsonanten, eine die Eurythmie des Perioden unterbrechende Cäsur, oder ein übelklingender Sylbenfall am Schlusse desselben wäre. Die Gesetze des Schicklichen, die der Dichter zu beobachten hat, sind unzählich; und die kleinste Uebertretung des kleinsten

dieser Gesetze, erregt einen Mißlaut, eine unangenehme Unterbrechung der besondern Rührung oder doch des reinen Vergnügens überhaupt, welches in Hörern oder Lesern von richtig-zartem Gefühl fortdaurend hervorzubringen, sein letzter Zweck ist und seyn soll. Wehe dem Dichter, der seine Kunst nicht mehr liebt als — seine Bequemlichkeit! der seine poetischen Sünden mit einer vorgeblichen poetischen Licenz zu beschönigen glaubt, und uns mit Entschuldigungen abfertigt, wo er uns mit Schönheiten befriedigen sollte! Nur die Grenzen, die ihm die Natur selbst gesetzt hat, d. i. die oft unüberwindliche Unbiegsamkeit seiner Sprache, oder die Unmöglichkeit, eine Schönheit von der geringern Art in gewissen individuellen Fällen mit der höhern und wesentlichen zugleich erzielen zu können — kurz, nur fysische Unmöglichkeit, oder das große Gesetz der Kunst selbst, welches uns zuweilen besiehlt, einem höhern Zweck den geringern wissentlich aufzuopfern — dieß allein und nichts anders kann einen Dichter wegen irgend einer Beleidigung rechtfertigen, die er einem Ohre zufügt, das die Musen mit Gefühl für Wohlklang und schöne Modulazion der Verse begabt haben. Ich behalte mir auf eine künftige Gelegenheit vor, Ihnen über diesen letztern Artikel meine Gedanken und Bemerkungen bestimmter, und mit Beispielen erläutert, mitzutheilen. Auch bei der glücklichsten Anlage bedarf es doch vieles Studirens

und einer langen Uebung, bis man es in allem dem, was unter dem Mechanischen und Musikalischen unsrer Kunst begriffen ist, zu einem mehr als gemeinen Grad der Vollkommenheit bringt, und meine Erfahrenheit in diesen Dingen kann Ihnen vielleicht behülflich seyn, früher dazu zu gelangen.

Indessen ist nicht wohl zu läugnen, daß was diesen Punkt betrifft, in unsrer Sprache selbst Schwierigkeiten liegen, die weder durch die vollständigste Kenntniß derselben, noch durch den angestrengtesten Fleiß allezeit gehoben werden können. Es ist mehr als zu wahr, daß die Deutsche Sprache an Wohlklang und Sanftheit beinahe allen andern Europäischen nachsteht; und daß sie insonderheit von der Englischen (die von allen andern gute Beute gemacht hat) an Reichthum an Worten, und an derjenigen Stärke, die aus Kürze und Gedrungenheit entsteht, von der Französischen an Tauglichkeit — Witz und Empfindung (zwei so ungleichartige und doch so nahe verwandte Dinge) bis auf den äußersten Grad der Feinheit auszuspinnen und zu verweben, und von der Italiänischen an Geschmeidigkeit und Ueberfluß an poetischen Worten zum lebendigsten Ausdruck, zur feinsten und glänzendsten Farbengebung, zur anmuthigsten Modulazion des Verses übertroffen werde. Ich hoffe einiges Recht erworben zu haben — ohne Scheu vor den Vorwürfen eines übertriebnen und den Ausländern mit Recht

lächerlichen Patriotism — meine Meinung über diesen Punkt sagen zu dürfen; und ich stimme Ihnen gänzlich bei, wenn Sie mir schreiben: ich wünschte, der Erbe des neulich ohne Erben zu Charles-Town verstorbnen Juden Abraham della Palpa zu seyn, um seine dreihundert tausend Pfund Sterling zum Preis für den Deutschen Dichter auszusetzen, der diese einzige Stanze des göttlichen Tasso in gleich schöne Verse zu übersetzen vermöchte:

Teneri sdegni e placide e tranquille
Repulse, cari vezzi e liete paci,
Sorrisi, parolette, e dolci stille
Di pianto, e sospir' tronchi, e molli baci,
Fuse tai cose tutte, e poscia unille,
Ed al foco temprò di lente faci,
E ne formò quel si mirabil cinto
Di ch' ella aveva il bel fianco succinto.

Die Schwierigkeit, oder vielmehr die Unmöglichkeit, Ihren Preis zu gewinnen (und wenn Sie auch Peru und Brasilien auszubieten im Stande wären) liegt bloß in den vier ersten Versen — und sie liegt nicht nur in den Worten, in so ferne sie Begriffe bezeichnen, sondern vornämlich in dem Mechanischen derselben, und in der zauberischen Wirkung, die das amoroso in der Modulazion dieser Verse thut.

Die Italiänische Dichtersprache wimmelt von Wörtern, besonders von Beiwörtern, für die uns die unsrige kein Aequivalent geben kann. Ich habe die Pein, die ein Deutscher Dichter leidet, wenn er in allen Fächern seines Gedächtnisses vergeblich nach einem Worte sucht, welches gerade das, was er sagen will, sage, und dabei nicht durch irgend ein leidiges Schr oder Ch, oder ein dreifaches Uebergewicht harter Konsonanten den schönen Gegenstand, den es bezeichnen, oder die Stelle, wo es Effekt machen soll, verunziere — zu oft erfahren, als daß ich Ihnen einen kleinen Unmuth über das Rauhe, Wiehernde und Unsingbare unsrer Sprache übel nehmen könnte. Der Fehler liegt freilich meistens nicht im Mangel an Wörtern, sondern im Mangel solcher Wörter, wie unser durch Griechische, Lateinische, Wälsche und Französische Töne verwöhntes Ohr sie gerne haben möchte. Zärtliche heißt eben das was teneri, und hat den nämlichen Sylbenfall: aber was für einen Unterschied macht das ch und der Zusammenstoß der drei Mitlauter rtl in dem Deutschen Worte? Beltà und Schönheit bezeichnen einerlei Begriff; aber wie wohlklingend ist jenes und wie müssen die Organen arbeiten, um dieses hervorzubringen? Welch ein ewiges Zischen und Hauchen, Knarren und Klirren in unserm mit H, Ch, S, Sch, Pf, und R, überladenen Hochdeutschen? Alles dieß, lieber Freund, und was

Sie mir noch sonst gegen die poetische Eufonie derselben hätten einwenden können, ist zu offenbar um geläugnet zu werden. Aber Unrecht würden Sie haben, wenn Sie darum, weil unsre Sprache nicht so sanft und sonor wie die Italiänische ist, die Augen vor ihren wirklichen Schönheiten und selbst vor dem, was sie gleichwohl auch in diesem Stücke ist, verschließen wollten. Ohne hier zu wiederholen, was von vielen andern, und von mir selbst anderswo, hierüber schon gesagt worden — bedürfen wir eines stärkern Beweises, als die Dichter, die wir schon besitzen, und den ungemeinen Zuwachs an Biegsamkeit, Sanftheit und Wohllaut, den sie unter ihrer Bearbeitung nur seit vierzig Jahren gewonnen hat?

Aber auch schon lange vor der Epoche Hallers, Bodmers, Hagedorns, Gleims und Gellerts, wie sehr zeigte sie sich schon von dieser Seite zu ihrem Vortheil in vielen malerischen und musikalischen Gedichten unsers vortrefflichen und zu sehr vergeßnen Brockes. Ich brauche Sie nur auf das ehmals berühmte Gemälde seines Ungewitters und der darauf erfolgten Stille zu verweisen, wo mehr als siebzig meistens Alexandrinische Verse ohne R, einen sehr laut redenden Beweis abgeben, daß unsre Sprache so hart nicht ist, als man ihr vorwirft; oder daß sie wenigstens einen Ueberfluß an weichen Wörtern hat, und milde genug

ist, sich in sehr sanfte Formen gießen zu lassen. Was auch der Geschmack gegen die besagten siebzig Brockischen Verse ohne R einzuwenden haben mag; so beweisen sie doch immer, was der Dichter selbst, wie es scheint, damit beweisen wollte. Aber auch ohne dieß, was ist sanfter und wohllautender als z. B. folgende Stelle aus des nämlichen Dichters musikalischem Gedicht auf seinen Garten?

Es scheint der Blüthe flüchtig Schweben,
Indem sie fällt, die Lüfte zu beleben;
Die klare grünlich-dunkle Fluth,
Die in des Teiches Uferschooß,
Bekränzt mit Moos,
An schlanker Bäume Wurzeln ruht,
Auf deren ebner Fläch' ein kühler Schatten schwimmet,
Wird unvermuthet hell, und glimmet
In einer weißen Gluth.

Es müßte denn nur folgende Arie seyn, die sich neben den schönsten eines Metastasio hören lassen darf:

Kühler angenehmer Bach,
Allgemach
Schließet deiner krausen Wellen
Sanfter Schall, in kleinen Fällen,

Durch das Ohr mein Auge zu;
Deiner fließenden Krystallen
Schwätzend Wallen
Reitzet selbst den Geist zur Ruh,

Lesen Sie', wenn Sie den Reichthum und das Melodiöse unsrer Sprache, in Rücksicht auf Wohlklang und Singbarkeit, in seinem vollen Glanze sehen wollen, von eben diesem — weit mehr als anerkannt wird — um unsre Sprache und Dichtkunst verdienten Manne seine Gedichte über die Vergnügung des Gehörs im Frühling, über das Wasser im Frühling, über die Schönheit der Felder, über den Mondschein in einer angenehmen Frühlingsnacht, über die Rose, u. s. w., und besonders seine ehmals so berühmten Beschreibungen des Nachtigallengesangs, denen schwerlich irgend eine Sprache etwas reichers und vollkommners in ihrer Art entgegen zu setzen hat.

Aber wenn wir auch zugeben müssen, daß unsre Sprache bei weitem nicht so sanft ist, als die größtentheils aus der Lateinischen entsprungenen unsrer Nachbarn jenseits des Rheins und der Alpen — ist denn Sanftheit die einzige poetische Tugend einer Sprache? Ist die ganz vorzügliche Geschicklichkeit der unsrigen, starke und heftige Leidenschaften und große Naturscenen in dem heftigsten Kampf ihrer gewaltigen Kräfte darzustellen — und

besonders, ist ihr ungemeiner Reichthum an ausdrucksvollen und alle Arten von Schall und hörbarer Bewegung nachahmenden Wörtern für etwas geringes zu achten? Ich empfehle Ihnen, wenn Sie unsern ganzen Reichthum an Wörtern dieser Art beisammen sehen wollen, abermal, außer den schon angezognen Gedichten meines Brockes, seine fysikalischen Stanzen, die mit den trefflichsten Schilderungen angefüllt sind: besonders die Beschreibung eines feuerspeienden Berges und das große Gemälde des Untergangs unsers Planeten durch ein allgemeines Erdbeben; welche ungeachtet der unbequemsten Vers- und Reimart, die zu Gedichten dieser Art nur immer gewählt werden konnte, Sie durch die hinreißende Stärke der Sprache, deren er sich darin ganz bemächtigt hat, in Bewunderung setzen wird. Nehmen Sie nun noch hiezu, was unsre Dichtersprache, seit Brockes, durch die fünf schon genannten Dichter, und nach ihnen, durch Kleist, Kramer, Uz, Geßner, Rammler, Gerstenberg, Götze, Zachariä, Dusch, J. G. Jakobi, Bürger, und andere, vornämlich aber, was sie durch Klopstock gewonnen hat: machen Sie Sich die Verdienste eines jeden dieser Dichter, in seiner Art, und nach dem besondern Charakter seines Geistes und seiner Dichtart, genau bekannt — und gewiß, ich müßte die Gesundheit Ihres Verstandes ganz verkennen, wenn ich zweifeln wollte, daß Sie billiger von dieser Sprache urtheilen,

und sichs nicht mehr leid seyn lassen werden, daß das Schicksal Sie an der Donau, und nicht am Tiber oder Arno geboren werden ließ. Wenigstens verspreche ich mir dieß so lange, bis Sie mir in einem wälschen Dichter eine stärkere, ausdrucksvollere, und in diesem Ausdruck, an Klang und Modulazion, ihrem Inhalt angemeßnere Stelle werden gewiesen haben, als es die folgende aus der Messiade ist:

— Indem die Ewigen sprachen,
Ging durch die ganze Natur ein ehrfurchtsvolles Erbeben.
Seelen die jetzt wurden, die noch nicht zu denken begonnen,
Zitterten und empfanden zuerst. Ein gewaltiger Schauer
Faßte den Seraf, Ihm schlug sein Herz, und um ihn lag wartend
Wie vorm nahen Gewitter, die Erde, sein furchtsamer Weltkreis.
Nur in die Seelen zukünftiger Christen kam sanftes Entzücken
Und ein süßbetäubend Gefühl des ewigen Lebens.
Aber sinnlos und nur zur Verzweiflung allein noch empfindlich,

Sinnlos wider Gott was zu denken, entstürzten im Abgrund
Ihren Thronen die höllischen Geister. Als jeder dahin sank
Stürzt auf jeden ein Fels, brach unter jedem die Tiefe
Ungestüm ein, und donnernd erklang die unterste Hölle.

Ich überlasse Ihnen selbst die leichte Mühe, auszufinden, wie die Sprache, an den mit anderer Schrift gedruckten Stellen, dem Willen des Dichters gleichsam auf den Wink dienstbar gewesen ist. Aller Genie eines Homers und Miltons kann, oder darf vielmehr kein solches Wort wie gewaltiger, wie zitterten, wie süßbetäubend, wie ehrfurchtvolles, erschaffen, wenn es nicht schon in seiner Sprache ist. Das letzere ist sogar ein sehr hartes Wort: aber welch einen lebendigen Ausdruck hilft es gerade durch seinen ernsten, langsamen und gleichsam im Munde erstarrenden Spondeenton bewirken? Ich müßte die Hälfte der Messiade abschreiben, um Ihnen Stellen auszuzeichnen, wo die Sprache dem Dichter zu jedem Ausdruck sanfter, zarter, liebevoller, trauriger, wehmüthiger — oder erhabner, majestätischer, schauervoller, schrecklicher, und ungeheurer Gegenstände oder Empfindungen, freiwillig entgegen gekommen ist: und die

andre Hälfte, um Ihnen in Beispielen zu zeigen, wie dieser große Dichter die Sprache, die er fand, auszuarbeiten, zu formen, zu wenden, kurz, zur seinigen zu machen gewußt hat. Niemand hat besser als Er die Kunst verstanden, ihre Widerspenstigkeit zu bezähmen, und aus diesem oft so spröden Stoffe seinem Genius, so zu sagen, einen edlen und geschmeidigen Luftkörper zu bilden. Studiren Sie ihn, ohne ihn jemals zu kopieren, lernen Sie von ihm, und auch von den übrigen Dichtern die ich genannt habe, und die (wiewohl zum Theil von den Jetztlebenden schon halb vergessen) eine aufgeklärte und geschmackvollere Nachwelt ganz gewiß in alle ihre Rechte wieder einsetzen wird — lernen Sie aus ihnen, unsre durch eigenthümlichen Reichthum so vorzügliche Sprache in ihrem ganzen Umfang, von allen ihren Seiten, in allen ihren Kräften und Anlagen kennen und gebrauchen: so werden Sie — wenn es gleich an Augenblicken, wo sie ihre Geduld auf harte Proben setzen dürfte, nicht fehlen wird — gleichwohl Ursache genug finden, sich immer wieder mit ihr auszusöhnen.

Es ist nichts leichters als zu sagen, die Sprache Ariosts, Tasso's und Metastasio's sey ungleich sanfter und melodiöser als die Deutsche. Aber ist sie darum auch mannigfaltiger, abwechselnder, nachdrücklicher, kräftiger? Und kann man in Abrede seyn, daß ihre alle Augenblicke wiederkommenden

A, E, I und O ihr eine dem Ohr endlich sehr langweilige Eintönigkeit geben? Doch wir haben nicht nöthig Unvollkommenheiten an den auswärtigen Sprachen zu suchen, um die Verdienste der unsrigen zu erheben. Jede Sprache ist der Organisazion, der Lage, dem Genie und Charakter der Nazion, von welcher sie gebildet worden ist, angemessen — und die Deutsche trägt die Spuren des allgemeinen Charakters, woran man einen Deutschen — so verschieden auch die Einwohner einzelner Provinzen, in Vergleichung mit einander, scheinen — von einem Franzosen, Italiäner, Spanier, Engländer, u. s. w. sogleich unterscheiden kann, auf eine sehr merkliche Weise. In ihren häufig zusammen gedrängten Konsonanten ist das Flegma unsers Nazional-Temperaments, die Asche die unsre Gluth bedeckt; in ihren häufigen Hunds- und Zisch-Lauten (R. S. Sch.) die Kolerische Mischung, und in den eben so häufigen und starken Aspirazionen das muntere, kräftige und der anhaltendsten Anstrengung fähige desselben, ausgedrückt. Aber die häufige Einmischung der sanften, und der kindlichen Natur besonders eignen Laute, B, M, D, C und L, vornämlich des letztern, der etwas vorzüglich lebhaftes und liebliches hat, temperirt das Schwerfällige, Rauhe und Ungestüme, das gleichsam die Grundlaute der Sprache unsrer uralten Vorfahren, der freien Waldbewohner, Jäger und

Krieger — ausgemacht, in solcher Maße — und die lange Tonleiter unsrer Vokalen und Difthongen trägt so viel bei, theils das Naturnachahmende unsrer Wörter zu verstärkern, theils eine große Mannigfaltigkeit und mehr Kontrast in sie zu bringen: daß ein Dichter, wenn er seinen eignen Vortheil recht bedenkt, sich kaum eine zu allen Arten des lebendigen Ausdrucks tauglichere, und alle mögliche Farbenmischung besser zulassende Sprache wünschen kann, als eben diese, die wir, aus allzugroßer Gefälligkeit gegen unsre Nachbarn, den ihrigen (die doch so wenig übereinstimmendes mit unserm Temperament und Charakter haben) unbilliger Weise nachzusetzen uns verleiten lassen.

Ich überlasse diese Betrachtung, die das, was ich sagen wollte, nur bloß andeutet, Ihrem eignen weitern Nachdenken; und bin versichert, daß Sie durch eine genauere Aufmerksamkeit auf den Gebrauch, den unsre besten Dichter von den Idiotismen unsrer Sprache zu machen gewußt haben, tausendfältige Bestätigungen des Gesagten finden werden.

Weil ich Sie doch so lange mit meiner Apologie unsrer uralten Helden- und Barden-Zunge aufgehalten habe: so erlauben Sie mir nur noch diese einzige Nebenbemerkung hinzuzufügen. Diejenigen, welche — nachdem sie die alte Griechische Sprache ihres bezaubernden Wohlklangs wegen an den Himmel erhoben haben — die Unsrige wegen des häufigen Nasen-

lauts N tadeln, haben vermuthlich in ihrem Leben in keinen Homer geguckt: sonst hätten sie sehen müssen, daß das N am Ende des Worts im Griechischen beinahe eben so häufig vorkommt als im Deutschen. Der Vorschlag eines großen Königs, zu Verbesserung dieses vermeintlichen Gebrechens, unsre Zeitwörter hinten mit einem A zu beschwänzen, und statt lieben libena zu sagen, ist nicht glücklicher als der Tadel selbst, und würde unsre Sprache in ein sehr unliebliches und Böotisches Gedröhne verwandeln. Kürzer käme man davon, wenn man (wie die Oberdeutschen schon seit so vielen Jahrhunderten thun) das N am Ende der Wörter gar nicht hören ließe. Unsre Sprache würde dadurch — zwar nicht der Griechischen — aber doch wenigstens der Französischen und Wälschen ähnlicher werden; und das wäre doch schon etwas beträchtliches über den bösen Geist des Uebelklangs gewonnen!

Was die engen Grenzen der deutschen Sprache betrifft, so dachten Sie dabei wohl allein an die Französische, die durch einen Zusammenfluß von günstigen Umständen seit den Zeiten Ludwigs XIV. zur allgemeinen Hof- und Gesellschaftssprache im größern Theile von Europa geworden ist. Ohne Zweifel müßte sich die Welt noch gewaltig verändern, wenn sie jemals von der unsrigen aus ihrem wohl erworbnen Besitze dieser Gerechtsame verdrungen werden sollte. Lassen Sie uns auf keinen so unwahrschein-

lichen Glücksfall Rechnung machen. Der Französische Schriftsteller hat wenigstens zwölf Leser, wenn der Deutsche einen hat. Der Nachtheil des Deutschen ist groß; aber da er ihn mit allen übrigen Europäischen Nazionen theilt, so ist er um so leichter zu ertragen: und da der Umfang der Länder, in welchen die Deutsche Sprache gesprochen wird, viel größer ist als der Kreis in welchem (außer der Französischen) alle übrigen Europäischen Sprachen eingeschlossen sind: so hat der Deutsche hierin noch immer einen ansehnlichen Vorzug vor dem Italiäner, Engländer, Spanier u. s. f. Der Franzose ist der einzige, den Sie, in dieser Hinsicht, beneiden können. Wollten Sie aber wohl, um des Vortheils willen, von einer größern Anzahl gelesen zu werden, lieber in der Französischen als Deutschen Sprache dichten? — Wahrlich, so müßten Sie die reichen Vorzüge unsrer Dichtersprache und die Vortheile einer ungleich größern Freiheit, deren unsre Dichtkunst genießt, noch nicht genug gewogen haben.

Von größerm Belang scheint, beim ersten Anblick wenigstens, der letzte Einwurf zu seyn, bei dem Sie Sich am meisten aufhalten; und über den auch meine Antwort etwas weitläufiger ausfallen wird, weil er mir Gelegenheit giebt, Ihnen meine Gedanken über einige der wichtigsten Hauptstücke unsrer Kunst mitzutheilen. — „Die Epoke, in deren Mittel ich ge-

boren worden bin, (sagen Sie) kann mit größtem Rechte das goldne Alter der Deutschen Poesie genennt werden; und, nach der Analogie dessen was bei andern Völkern geschehen ist, zu urtheilen, dürfen wir nicht hoffen, jemals wieder eine solche Anzahl vortrefflicher Dichter in allen Arten beisammen zu sehen, als diejenigen waren, womit das Schicksal die Regierungszeit Kaisers Franz des Ersten — wiewohl ohne dessen mindestes Zuthun, und ohne daß er vermuthlich das geringste davon wahrgenommen, illustrirt hat. Auch wird (fahren Sie fort) die Nachwelt dieses goldne Alter unsrer Poesie, da es nach keinem Alexander, August, oder Ludwig benannt werden kann, mit besserm Fug Bodmers Jahrhundert nennen; denn in dem langen Lebenslauf dieses ehrwürdigen, um unsre Sprache und Litteratur sehr verdienten Greises, ist der Anfang, das Mittel, und besorglich auch das Ende der schönen Zeit unserer Deutschen Musen eingeschlossen. In seiner Jugend brach ihre Morgenröthe mit Caniz, König und Brockes an; bald darauf erschienen Haller und Hagedorn, denen eben so bald Pyra und Lange, so wie diesen Gleim und Uz, und Gellert und die übrigen Verfasser der Bremischen Beiträge folgten. In seinem funfzigsten Jahre (im Jahre 1748) hatte er schon die Mittagshöhe erreicht, von welcher er, mit der frohen Zufriedenheit eines Mannes, der zur

Besserung seines Zeitalters selbst soviel beigetragen, herabsingen konnte:

Mein Haupt beschweret nicht mehr das Erz des alten
Saturnus,
Sein Reich von Blei gab dem silbernen Platz,
Und das verheißt uns hienächst ein golden
dichtrisches Alter,
Verheißt uns unsern Homer und Virgil.
Ich hörte Klopstocken schon den Gott Messias besingen,
Mit Miltons Geiste schien Klopstocks durchwebt:
Ich hörte schon den von Kleist auf Zefyrs duftenden Flügeln
Den Lenz verfolgen durch Garten und Feld.
Sie holten muthig und stark in den Olympischen
Auen
Die neuen Harfen, den heil'gen Gesang.

Wie wenig hatte Ihm in der Dekade von 1730 bis vierzig, da die Neukirche, Corvini und Gottschede den Deutschen Parnaß noch mit bleiernem Zepter beherrschten, geahnet, daß er in seinem funfzigsten sehen würde was er sah! gewiß so wenig, als er damals vorhersah, daß er dieses goldne Alter, dessen Anbruch ihm solche Freude machte, ganz durchleben, und mehr als dreißig Jahre später, wieder Ursache haben, oder zu haben glauben würde,

den Vorfall des Geschmacks zu beklagen; dessen glänzendste Epoke nun in seinem fünf und achtzigsten Jahre ihm eben so weit wieder hinter seinem Rücken zurückzuweichen scheint, als sie sechzig Jahre zuvor, wiewohl in einer uoch unsichtbaren Entfernung, vor ihm lag. Dieser optische Betrug (setzen Sie hinzu) ist vermuthlich in Bodmers gegenwärtigem Alter eben so natürlich und unvermeidlich, als es mir, dessen zwei erste Lebensdekaden in den glänzenden Zeitraum unsrer Litteratur von 1760 bis achtzig fielen, natürlich seyn muß, zu befürchten, daß mir, von so vielen Günstlingen der Musen, die sich innerhalb dieser Zeit durch Meisterstücke aller Arten hervorgethan haben, nichts, wodurch auch ich mich vom Boden erheben könne, übrig gelassen sey. Ich befinde mich gerade in der Lage eines jungen Griechischen Kunstbeflissenen, der in die Zeit gefallen wäre, da Apelles, der Maler der Grazie, den schönen Reihen der Polygnotus, Zeuxis, Parrhasius, Protogenes, Timanthes, Pamfilus und Aetion beschloß — und der in irgend einer großen Galerie von den schönsten Werken aller dieser Meister sich umringt und gleichsam erdrückt gesehen hätte. Sie werden mir, hoffe ich, gestehen, daß ein solcher Anblick geschickter ist, einem Anfänger, der Augen zum Sehen, eine Seele zum Empfinden, und Geist zum tiefern Eindringen ins Wahre der Kunst

mit sich bringt, den Muth niederzuschlagen als zu erheben!“

Ich habe große Lust, mein lieber junger Freund, Ihnen dieß — nicht einzugestehen. Aber dagegen bekenne ich gern, daß, wenn ich über diesen Gegenstand anders denke als — Bodmer und Sie, ohne Zweifel der Standpunkt, woraus jeder von uns die Sache sieht, großen Antheil daran habe. Der ehrwürdige Greis hat, von seinem vierzigsten Jahre bis zum fünf und achtzigsten, unsre Litteratur mit so schnellen und gigantischen Schritten emporsteigen sehen, daß seine Einbildung sich an diesen raschen Gang gewöhnt hat, und es ihm vorkommen muß, wir fallen wieder, wenn wir auch bloß still ständen. Ueberdieß ist es ja wohl sehr natürlich und verzeihlich, daß auch der weiseste Mann, wenn er achtzig Jahre hinter sich hat, die Schuld der Natur bezahle, und wahr machen helfe, was unser Horaz von seinem Alten sagt:

— difficilis, querulus, laudator temporis acti
Se puero, castigator censorque minorum.

Wir werden's denen, die nach dem Jahre 1800 ungefähr seyn werden, was wir im Jahr 1780 waren, nicht besser machen; falls uns das zweideutige Vergnügen aufbehalten ist, ins neunzehnte Jahrhundert mit erloschnen Augen hinüber zu schauen. Aber jetzt, da ich im Oktober 1782 mich gerade auf dem Punkt

meiner eignen Laufbahn befinde, wo Bodmer vor vier und dreißig Jahren auf der Seinigen war, als er sagt:

> Nun hat mein Alter den Punkt der Mittagshöhe
> beschritten,
> Und ist nicht länger mit Steigen beschwert;

ist es eben so natürlich, daß ich von meiner Zeit weder so geringe denke, wie Er dermalen zu thun scheint, noch so gar groß, wie Sie, mein Freund — wenigstens in diesem Augenblicke denken, da Ihre jugendliche Bescheidenheit, mitten unter so vielen, so mannigfaltigen, zum Theil so gepriesenen Werken älterer Meister wie erschreckt und geblendet dasteht, und an der Möglichkeit zweifelt, das was Sie bewundert, nur erreichen, geschweige übertreffen zu können. Aber gerade dieser Zweifel, mein Lieber, ist der gewisseste Beweis, daß es Ihnen gelingen wird. Zwanzig Dichterlinge, die uns mit ihren verstimmten Leiern so unermüdet um die Ohren schnarren, hätten ihn längst haben sollen, und werden ihn nie haben! Nur der Jüngling, der einst Rafael seyn sollte, konnte vor einem da Vinci schamroth und staunend da stehn, und zweifeln, ob er ihn jemals würde erreichen können; — während daß da Vinci selbst am besten wußte, daß er und worin er übertroffen werden könne.

Unsre Litteratur hat seit vierzig Jahren unläugbar, in Vergleichung mit dem was sie vor dieser Zeit war, große Schritte vorwärts gemacht: aber, wer kann sagen, daß sie den Punkt schon erreicht habe, wo sie sich der Französischen entgegen stellen könnte? Wo sind unsre Boileau, unsre Moliere, unsre Corneille, unsre Racine u. s. w. Wo sind die Deutschen Trauerspiele, die wir dem Cid, dem Cinna, der Fädra, dem Britannikus, der Athalie, dem Catilina, der Alzire, dem Mahomed; wo die Lustspiele, die wir dem Misanthrope, dem Tartüffe entgegen stellen können? Ich spreche, wie Sie leicht erachten, nicht von dem, was das Publikum in dieser oder jener Stadt, oder was parteiische Freunde, und unverständige oder bezahlte Lobredner zu thun fähig sind. Aber ich wünsche, daß mir nur ein einziges gedrucktes Stück genennt werde, welches in allen Eigenschaften eines vortrefflichen Trauerspiels (Sprache, Versifikazion und Reim mit einbedungen) neben irgend einem von Racine stehen könne.

Ich dinge, mit gutem Bedacht, eine ganz reine, fehlerlose, immer edle, immer zugleich schöne und kräftige, niemals weder in die Wolken sich versteigende, noch wieder zur Erde sinkende Sprache, und eine vollkommen ausgearbeitete, numerose, das Ohr immer vergnügende, nie beleidigende Versifikazion mit ein: denn ein Tragödiendichter in Prose ist —

wie ein Heldengedicht in Prose. Verse sind der Poesie wesentlich; so dachten die Alten, so haben die größten Dichter der Neuern gedacht; und schwerlich wird jemals einer, der eine Tragödie oder Komödie in schönen Versen machen könnte, so gleichgültig gegen seinen Ruhm seyn, lieber in Prose schreiben zu wollen. Ich dinge sogar den Reim ein; weil wir nicht eher ein Recht haben, uns mit den großen Meistern der Ausländer zu messen, bis wir, bei gleichen Schwierigkeiten, eben so viel geleistet haben als sie — Was ich hier sage, soll der kleinen Anzahl von Trauerspielen in gereimten Versen, deren wir uns etwa rühmen können, an ihrem Werthe nichts benehmen. Sie werden so lange gut genug bleiben müssen, bis ein Dichter, über welchen Racinens Gefühl, Geschmack und Talent kommen wird, etwas vollkommners in dieser Art leistet. Wenn das Vollkommne gekommen seyn wird, so wird das Stückwerk aufhören. Die Franzosen haben solche Stücke, wie wir kaum ein Dutzend zusammen bringen können, dem Hundert nach: aber wir haben, meines Wissens, nicht ein einziges, weder Trauer- noch Lustspiel, das (unter gleichen Bedingungen) ihren Meisterstücken den Vorzug streitig machen könnte. Welch eine Laufbahn liegt hier noch für künftige Dichter offen!

Aber auch selbst in dem Fache der erzählenden oder Epischen Poesie (im weitläufigsten Verstande

des Wortes) worin wir, verhältnißweise, mehr Gutes als in der Dramatischen aufzuweisen haben — wie Vieles ist noch zu thun? Wie weit sind wir noch entfernt, alle Gattungen derselben, oder alle guten Sujets in jeder Gattung erschöpft zu haben; oder, in allen Arten des Styls, Werke die von keiner Seite übertroffen werden könnten, zu besitzen! Wie mancher hat durch seine Versuche (so viel Verdienst man ihnen auch mit Rücksicht auf Zeit und Umstände billig zugestehen muß) gleichwohl nur der Nachkommenschaft den Weg gezeigt, es besser zu machen? —

III.

Als ich Ihnen am Schluß meines zweiten Schreibens, bei Gelegenheit der allzuhohen Meinung, die Sie mir von unsern Fortschritten in den Musenkünsten gefaßt zu haben schienen, im Vorbeigehen etwas von der meinigen über den Zustand unsrer dramatischen Poesie merken ließ; als ich Sie fragte, wo unsere Corneille, Racine, Moliere, u. s. w. seyen? wo die Deutschen Tragödien, die wir Werken, wie Cinna, Athalia, Britannikus, Catilina, Alzire, Mahomed, u. s. f. entgegen stellen dürften, ohne uns vor allen Personen von Geschmack in ganz Europa lächerlich zu machen? — Als ich Ihnen dieß schrieb, hatte ich wenig Hoffnung, daß in dem Zustand worin unsre dramatische Dichtkunst und unsre Schaubühne sich seit einigen Jahren befinden, und bei der fast allgemeinen Gleichgültigkeit, womit unsre besten Köpfe dem Verfall des Geschmacks und der Kunst zusehen, meine einzelne schwache Stimme gehört werden, und einige Wirkung thun würde. Um so angenehmer wurde ich daher überrascht, als ich vernahm, daß ein mit patriotischem

Eifer für diesen Zweig des Nazionalruhms erfüllter Mann jene Fragen für eine Aufforderung genommen habe, und dadurch zu einem neuen Versuch angefeuert worden sey, ob es möglich seyn möchte, unsre tragische Muse wieder in den Weg, den Schlegel, Cronegk, Brawe, Weisse, schon so glücklich betreten hatten zurück zu leiten, und (was die Hauptabsicht des edeldenkenden Mannes zu seyn schien) Nachfolger zu erwecken, die ihm selbst in dieser ruhmvollen Bahn zuvorlaufen, und endlich einmal zeigen würden, daß dem deutschen Genius, von deutscher Unverdrossenheit und Beharrlichkeit unterstützt, auch diese hohe Zinne des Ruhmtempels nicht unersteiglich sey.

Dieser Versuch, diese unverhoffte und seltsame Erscheinung auf unserm heutigen Parnaß, nennt sich Cleopatra und Antonius, ein Trauerspiel in Versen von vier Aufzügen, gegen das Ende des letztverwichnen Jahres im K. K. Nazional-Hoftheater zu Wien aufgeführt; und der Mann der den Muth hatte mit einem so kühnen Versuche gegen den herrschenden Geschmack Sturm zu laufen, ist der K. K. Oberst und Kommendant des Graf Karl Colloredoischen Infanterie-Regiments, Herr von Ayrenhof, der sich durch die Trauerspiele, Hermann und Thusnelde, und Aurelius, und vornämlich durch das auf allen unsern Schaubühnen so bekannte und beliebte Lustspiel, der Post-

zug, schon seit funfzehn Jahren eine Stelle unter den Schauspieldichtern unsrer Zeit erworben hat.

Was ich von einem Werke forderte, das wir den Meisterstücken eines Racine, Crebillon und Voltaire an die Seite stellen könnten, war (wie Sie Sich erinnern werden) sehr viel; aber es war nicht mehr als was ich von mir selbst fordern würde, und müßte, wenn mich jemals die Verwegenheit anwandeln könnte, meine Kräfte gegen solche Athleten messen zu wollen. Der Verfasser dieser neuen Kleopatra ließ sich durch die Größe dieser Forderungen und die Schwierigkeit, sie zu befriedigen, nicht abschrecken: was kann ein Versuch schaden, sagte er zu sich selbst, und leistete — was ihm in seiner Lage, bei einem Beruf, der mit der geschäftlosen Ruhe der friedsamen Musen so stark absticht, auf einer Stelle, welcher er mit Ruhm und zur Zufriedenheit eines Monarchen vorsteht, der sich durch keinen Scheindienst befriedigen läßt, kurz, was einem Dilettanten, der den Musen nur einige Erholungsstunden opfern kann, möglich war; und gewiß mehr, als man den meisten von den Herren, die sich der Schaubühne zeither bemächtigt haben, zuzutrauen Ursache hat. Gesetzt auch, daß er mit diesem Versuche nicht mehr ausgerichtet hätte, als die Aufmerksamkeit des litterarischen Publikums, der Liebhaber der Schaubühne, und der Schauspieler selbst, nach einer zu langen

Pause, wieder auf die wahre Kunst des Trauerspiels und die großen Muster der Griechen und Franzosen zu lenken, und in irgend einem jüngern, von andern Sorgen ungefesselten, mit Genie und Talenten ausgerüsteten Manne die edle Ruhmbegierde zu entzünden, den Geschmack der Nazion durch Meisterstücke in dieser Art von Irrwegen zurückzubringen, auf denen wir uns eben so weit von der Natur, welcher wir zu opfern vermeinen, als von der Kunst entfernt haben; würde nicht dieß allein schon Verdienstes genug seyn, und dem edeln Manne, der einer so glücklichen Veränderung den ersten Schwung gegeben, den Dank aller derjenigen erwerben, denen der Ruhm unsrer Litteratur nicht gleichgültig ist? — Und wem, der noch einiges Gefühl für Nazionalruhm hat, kann diese gleichgültig seyn?

Herr von Ayrenhof hat mir, in Rücksicht auf den oben erwähnten Umstand, die sonst unverdiente Ehre erwiesen, seiner Kleopatra eine Zueignungsschrift an mich vorzusetzen, die zugleich dem Werke selbst zur Vorrede dient, und (außer einer kurzen Rechtfertigung seiner Verfahrungsart in Anlegung des Charakters seiner Heldin) sein freimüthiges Glaubensbekenntniß über den gegenwärtigen Zustand unsrer Schaubühne und den herrschenden Geschmack des großen Haufens darlegt. Ich muß aber gestehen, daß ich hier nicht immer so ganz mit Ihm einstimmen kann, als Er es vorauszusetzen scheint; wenig-

stens würde ich mich über verschiedne Punkte bestimmter und behutsamer ausgedrückt haben; — und dieß eben nicht aus Poltronerie, oder aus politischen Rücksichten, sondern aus Furcht ungerecht zu seyn, und um nicht aus einer Extremität in die andere zu fallen.

In zweien Stücken bin ich mit dem Herrn Obersten gänzlich einerlei Meinung: nämlich daß wir Unrecht haben, die guten Werke der Franzosen zu verachten, weil wir vielleicht verzweifeln sie in ihrer Manier erreichen zu können; und, daß die unverständige Nachahmung Shakespears, und der Englischen Schaubühne überhaupt, großen Unfug auf den unsrigen angerichtet habe. Aber was beweiset dieß gegen Shakespearn selbst? Wahrlich nicht ein Jota mehr, als die schülerhaften Uebersetzungen und Nachahmungen Französischer Muster, die vor dreißig bis vierzig Jahren aus der Gottschedischen Schule hervorgingen, gegen Racine oder Voltaire bewiesen!

Ich bin so überzeugt als es jemand seyn kann, daß der Oedipus des Sofokles eines der vollkommensten Muster der Tragödie ist; und daß die Regeln, die von diesem Meisterstück der tragischen Kunst abgezogen worden, Regeln sind, bei deren Beobachtung ein Mann, der den Geist des Sofokles geerbt und den Vortheil gehabt hätte, ein eben so glückliches Süjet als der Oedipus ist,

aufzufinden, ein eben so vortreffliches Trauerspiel hervorbringen würde. Aber die bloße Beobachtung dieser Regeln, besonders der sogenannten drei Einheiten, macht darum noch kein vortreffliches Werk: und das regelloseste Stück, mit Shakespears Genie, tiefem Blick in die innersten Falten des Herzens, Lebendigkeit und Energie der Imaginazion, Wärme des Gefühls, und unerschöpflichem Reichthum an Gedanken und Bildern geschrieben, würde doch wohl, ohne jemandes Widerrede, unendlich mal mehr werth seyn als Gottscheds Cato, mit aller Beobachtung der Regeln des göttlichen Aristoteles. Wer wollte nicht lieber mit einem sehr unregelmäßig gebauten Aesop Umgang pflegen, als mit einem Antinous, wenn er nur eine hirnlose Puppe wäre?

Shakespears Stücke sind, größtentheils, Haupt- und Staatsakzionen, oder dramatisirte Novellen und Mährchen, bei deren Anlage er so wenig an den Plan des Oedipus dachte, als an das Ceremonien-Tribunal zu Pecking. Nichts desto besser! sagt Hr. v. A. und beinahe möchte ich es auch sagen, wenn ich überzeugt wäre, daß Shakespear durch Regelmäßigkeit nicht mehr verloren als gewonnen hätte. Aber es sey dem so! Er ist und bleibt dennoch (mit Erlaubniß meines edeln Freundes) der erste dramatische Dichter aller Zeien und Völker — nicht weil er sich über die

Regeln der Griechischen Tragödie wegsetzte; nicht wegen seiner Vermengung des erhabensten Tragischen mit dem niedrigsten Komischen; nicht wegen gewisser Fehler, die ihm mit den größten Schriftstellern seiner Nazion und Zeit gemein waren, noch wegen der Opfer, die er dem schlimmen Geschmacke seines Publikums, von welchem er seinen Unterhalt ziehen mußte, wissentlich brachte — dieß dächte ich, sollte sich doch endlich einmal von selbst verstehen! — sondern weil ihn, in allem was das Wesentlichste eines großen Dichters überhaupt und eines dramatischen insonderheit ausmacht, an Stärke aller Seelenkräfte, an innigem Gefühl der Natur, an Feuer der Einbildungskraft, und der Gabe sich in jeden Charakter zu verwandeln, sich in jede Situazion und Leidenschaft zu setzen, weder Corneille noch Racine, weder Crebillon noch Voltaire, nicht nur nicht übertroffen, sondern (wenn wir ohne Vorurtheil, nach hinlänglicher Untersuchung und Vergleichung der Sache urtheilen wollen) bei weitem nicht erreicht haben. Wer von Spuren eines großen Genies spricht, die man oft in seinen Werken finde, erweckt den Verdacht, sie nie gelesen zu haben. Nicht Spuren, sondern immerwährende Ausstrahlungen und volle Ergießungen des mächtigsten, reichsten, erhabensten Genius, der jemals einen Dichter begeistert hat, sind es, die mich, bei Lesung seiner Werke, überwältigen, mich für seine Fehler

und Unregelmäßigkeiten unempfindlich machen, mich, unter dem Zauber seiner allgewaltigen Fantasie, eben so wenig an Französische Regeln und Französische Muster denken lassen, als mir in einer herrlichen Landschaft, oder in einem majestätischen, von der wärmsten Sonne beleuchteten Walde einfallen könnte, zu beklagen, daß Le Notre der Natur hier nicht mit seiner Meßschnur und Baumscheere zu Hülfe gekommen sey. Shakespears Werke sind, in Vergleichung mit regelmäßigen Tragödien, nur in so fern Ungeheuer (wie sie Hr. v. A. nennt) als die Domkirche zu Mailand oder die Abtei von Westmünster in Vergleichung mit Griechischen Tempeln, oder die Fassade des Straßburger-Münsters in Vergleichung mit der Fassade vom Louvre Ungeheuer sind. Ein mittelmäßiges Tempelchen, nach Jonischer Ordnung gebaut, wäre freilich eleganter als die majestätische Kathedralkirche zu York, die eines der prächtigsten Denkmäler im sogenannten Gothischen Geschmacke ist: aber was müßte das für ein Kopf seyn, der, (wenn es auf ihn ankäme) diese niederreißen lassen wollte, um jenes an ihren Platz zu setzen?

Shakespears Unregelmäßigkeit wird, an sich selbst, nie eine Schönheit werden, wiewohl sie bei ihm oft die Veranlassung großer Schönheiten ist; und seine Fehler bleiben Fehler, wiewohl sie Fehler eines großen Mannes sind. Es ist nicht wohl gethan, jene nachzuahmen, ohne von der Natur mit

Geisteskräften wie die seinigen ausgesteuert worden zu seyn; und es ist lächerlich, diese nachzuäffen. Aber was könnte denn auch das servum pecus geistloser Nachahmer an einem Shakespear sonst nachahmen als seine Fehler? Sein Genie läßt sich freilich nicht nachahmen. Indessen sind es doch bloß die Affen Shakespears, deren Machwerk er nun darum entgelten soll, weil sie ihn von seiner tadelhaften Seite zum Muster genommen haben. Immerhin eifere man gegen seine unberufenen, unverständigen und geschmacklosen Nachtreter! Aber was hat Shakespear mit diesen zu schaffen? Er steht für sich selbst. Seine Werke, an denen die Natur so viel und die Kunst so wenig Antheil hat, werden ewig das Vergnügen aller Leser von unverdorbenem Gefühl, und das Studium aller wahren Künstler bleiben; sie sind gemacht, gelesen, empfunden, studirt, aber nicht anders nachgeahmt zu werden, als in so ferne die getreuen Abdrücke der Natur, die sie uns in so großem Ueberflusse darstellen, als eben so viel Modelle betrachtet werden können. Ungeachtet der ausgebildete Mensch alles was er ist, gewissermaßen durch Nachahmung wird; so ist doch gewiß, daß nur Menschen, die mit dem Geiste der schönen Künste geboren wurden, nur Menschen von wahrem entschiedenem Talente, fähig sind, die großen Meister, deren Lehrerin die Natur selbst war, mit Diskrezion und Weisheit nachzu-

ahmen. Das Vorbild mag ein Shakespear oder ein Corneille, ein Rafael oder ein Rembrand seyn, wenn derjenige, der sich nach ihm bilden will, ein servum pecus oder ein Affe ist, so kann nichts Taugliches herauskommen. Wenn Shakespear auch nie unter uns bekannt worden wäre, oder gar nicht existirt hätte: so würden wir, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht ein einziges vortreffliches Werk mehr, und kein schlechtes weniger haben. Die von der letzten Gattung würden nur unter andern Formen und in einer andern Manier schlecht seyn: statt mißgeschaffner Nachahmungen des Engländers würden wir eine größere Anzahl schaler, geistloser, gereimter oder ungereimter Nachahmungen der Franzosen bekommen haben: statt wilder Menschenfresser, Tollhäusler, Banditen, und Helden, die aufs Rad oder wenigstens an eine Galeerenkette gehören, würden wir Scuderische und Calprenedische Romanhelden, oder in feine Parisische Herren und Damen verwandelte Griechen, Römer und Morgenländer auf unsern Bühnen sehen: und was hätte dann die Kunst oder unsere Litteratur dabei gewonnen? — Noch einmal also, nicht darin daß wir schlechte Muster genommen, sondern daß wir den guten größtentheils auf einem verkehrten Wege und auf eine verkehrte Art nachgeahmt haben, liegt das Uebel, welchem abgeholfen werden muß, und vermuthlich sobald abgeholfen werden wird, als in

einer Deutschen Stadt, welche groß und reich genug ist, ein gutes stehendes Theater zu unterhalten, die Anzahl der Leute von Geschmack groß genug seyn wird, um dem übrigen Publikum den Ton anzugeben; und sobald es also für Männer von Genie, Wissenschaft und Talent ehrenvoll und belohnend genug seyn wird, sich der Schaubühne ganz zu widmen.

Da der Herr Ayrenhof, indem er seinem Unmuth über die Nachahmer Shakespears und der Engländer überhaupt Luft macht, auch des Schauspiels Götz von Berlichingen erwähnt: so sey mir erlaubt, bei dieser Gelegenheit ein paar Worte über dieses Werk zu sagen, welches bei seiner ersten Erscheinung eine so große und allgemeine Sensazion machte. —

„Ich bin ganz der Meinung (sagt der Herr von Ayrenhof) daß Götz von Berlichingen in jeder Rücksicht jedes Meisterstück des göttlichen Shakespear aufwiege:" — und da er damit das Aergste, was ich von dem Werke unsers Landmannes sagen lasse, gesagt zu haben vermeint; so glaubt er dem Verfasser eine Art von Reparazion schuldig zu seyn, indem er hinzusetzt: „ich bitte Sie, dieß ja nicht als Gespötte über den Verfasser Götzens anzusehn. Seine Leiden Werthers erheben ihn in den Rang unsrer besten Schriftsteller: aber sein Theatergeschmack, seine Theaterstücke, (so viel einzelnes Schöne man darin findet) kann ich unmöglich gut

heißen." — Ich verlange nicht zu läugnen, was Herr von Ayrenhof zu glauben scheint und häufig zu verstehen giebt, daß Götz von Berlichingen wenigstens eben so viel unschuldigen Anlaß zu dem Unfug, welchen Leute von sehr verschiedener Art durch mehr oder weniger unreife, oder unsinnige Mißgeburten des Genies oder After-Genies, der Schwärmerei, der Nachahmungssucht, der Eitelkeit sich auch vom Boden zu erheben, u. s. w. seit zehn Jahren auf unsern Schaubühnen angerichtet, gegeben hat, als Shakespear selbst. Aber ich läugne schlechterdings, daß der Verfasser Götzens die Absicht dabei gehabt habe, ein gangbares Stück für unsre meistens herumziehende Schauspielertruppen zu verfertigen, oder solche regelmäßige Stücke, deren geringste Tugend die Regelmäßigkeit wäre, von unsern Schaubühnen zu verdrängen. Seine Absicht war wohl hauptsächlich, seine Kräfte an einem großen dramatischen Zeit- und Sittengemälde zu versuchen: wozu er den Stoff aus der Geschichte unsers eignen Vaterlandes nahm, theils um sich selbst desto lebendiger hinein denken zu können, theils es der Nazion desto interessanter zu machen. Vermuthlich fühlte er sich damals stark versucht, dem Ruf seines Genius, der ihn in die dramatische Laufbahn zog, nachzugeben. Er wollte vielleicht durch diesen ersten Versuch bloß seine Sendung vor den Augen der Nazion legitimiren; und er zeigte uns,

was der in der Folge leisten könnte, der so anfing. Das Publikum erstaunte über das Wunderding, wurde anfangs von der Menge und Mannigfaltigkeit so ganz ungewohnter Schönheiten geblendet, aber bald durch die Wahrheit der Natur und den lebendigen Geist, der in so vielen, so ungleichartigen Personen von allen Ständen, vom Kaiser Max bis zum Reitersjungen, und vom Reitersjungen bis zum Zigeunerbuben herab, athmet, hingerissen und überwältiget. In der ersten Entzückung war nur Eine Stimme. Die kleine Anzahl der Kenner von gesundem Gefühl und unbefangenem Kopf, die an keine künstlichen und abgeredeten Formen so gewöhnt waren, daß der Mangel derselben sie gegen die kleinste Schönheit eines Werkes, das die Natur so sichtbarlich mit dem Stempel des Genies bezeichnet hatte, unempfindlich hätte machen können; diese Wenigen sahen mit herzlicher Freude, vielleicht auch mit Eifersucht, Shakespears Genius in einem jungen Deutschen wieder aufleben; und versprachen unsrer Litteratur und Schaubühne die herrlichsten Früchte von der völligen Reife eines Geistes, dessen erstes Produkt schon so viel männliche Stärke, so viel überlegenden Verstand, eine so kräftige und doch schon so gebändigte Einbildungskraft, ein so richtiges Gefühl dessen, was im Menschen natürlich und was konvenzionell ist, einen so feinen unterscheidenden Sinn für das, was Jahrhunderte, Zeitepoken

Stände, Geschlechter, und einzelne Personen charakterisirt, zu Tage legte. Das Schicksal scheint in Rücksicht auf die Bühne diesen Hoffnungen nicht günstig gewesen zu seyn. Aber wer die Ifigenia in Tauris, eine noch ungedruckte Tragödie in Jamben, von eben diesem Verfasser, eben so ganz im Geiste des Sofokles als sein Götz im Geiste Shakespears geschrieben, und (wenn ja in Regelmäßigkeit ein so großer Werth liegt) regelmäßiger als irgend ein Französisches Trauerspiel, — wer (sage ich) diese Ifigenia gelesen, oder gehört hat: wird keinem warmen Freunde unsrer Litteratur verdenken, wenn ihm, auch in Absicht dieses Falles, einige demüthige Zweifel gegen Meister Panglossens Lieblingssatz aufstoßen. Welcher andre, als ein Dichter, der, je nachdem ihn sein Genius trieb, mit gleich glücklichem Erfolge, mit Shakespearn oder Sofokles um den Preis ringen konnte, würde geschickter gewesen seyn den Gebrechen unsrer Schaubühne abzuhelfen, den Ausschweifungen der Nachahmer Einhalt zu thun, und durch Verbindung der Natur, welche die Seele von Shakespears Werken ist, mit der Schönen Einfalt der Griechen, und mit der Kunst und dem Geschmack, worauf die Franzosen sich so viel zu gute thun, unsrer dramatischen Muse einen eigenthümlichen Charakter und einen Vorzug zu ver-

schaffen, den ihr keine andre Nazion so leicht hätte streitig machen können?

Inzwischen bin ich doch versichert, daß uns schon Götz von Berlichingen allein, — ungeachtet er zur Aufführung weder geschickt noch gemacht war, ungeachtet er (so wie alle andere guten Dinge in der Welt) durch sein bloßes Daseyn vielerlei Mißbrauch veranlaßt, — einen sehr wichtigen Dienst geleistet hat; und daß ein Advokat des Publikums gegen die beleidigenden Vorwürfe gewisser Liebhaber, die in Verehrung der Französischen Litteratur eben so sehr als andre in Verachtung derselben auszuschweifen scheinen, ganz erhebliche Dinge zu dessen Entschuldigung aufbringen könnte. Ich will mich deutlicher erklären.

Als Gottsched die Reformazion der Schaubühne mit seinem bekannten Eifer zu betreiben anfing, behalf man sich, weil die Natur keine Sprünge macht, mit schlechten und mittelmäßigen Uebersetzungen und Nachahmungen der Franzosen. Ein Stück in leidlich fließenden Reimen, worin die drei Einheiten genau beobachtet waren, hieß ihm und seiner Schule ein gutes Stück. Schlegels Canut war, so vie ich weiß, das erste, das sich über die Mittelmäßigkeit erhob. Ihm folgten nach und nach einige andre. Aber es sey nun, daß die Umstände nicht günstig genug waren, oder daß die Wahl der Süjets, oder die Art der Behandlung nicht Interesse genug hatte,

oder woran es sonst lag: genug, unsre dramatischen Musen schleppten sich in einem schmachtenden Zustande hin, und konnten noch immer keinen nazionellen Charakter gewinnen. Fast alles, was man auf unsern Schaubühnen sah, war fremdes Eigenthum; und nachdem man sich an deutsch verkleideten Stücken von Racine, Moliere, Destouches, Voltaire, Chaussee u. s. w. müde gesehen hatte, kam es so weit, daß man sogar einen Goldoni zu Hülfe rufen mußte. Der Deutsche, der ins Schauspielhaus ging, mußte auf einmal ein Pariser oder Venezianer werden, um an dem, was ihm vorgemacht wurde, einigen Antheil nehmen zu können. Von Zeit zu Zeit gaben uns zwar die neuen Moden, die von Paris kamen, wieder das Vergnügen der Veränderung. Wie man in Lustspielen nicht mehr lachen konnte, fing man an, es sehr angenehm zu finden, darin zu weinen. Als man überdrüssig war, sich für die Mithridaten, die Bajazeth, die Orosmane, und die ganze Familie der Atriden, die uns so wenig angingen, in Ausgabe von Mitleiden zu setzen, empfing man das bürgerliche Trauerspiel und das sogenannte Drama, das sich der Terenzischen Komödie nähert, mit offnen Armen. Aber ein einziger Père de famille, eine einzige Eugenie oder Genie zeugte so viel ungerathene deutschfranzösische Bastarde, und unsre Schaubühne wurde mit einer solchen Sündfluth von dramatisirten

Romanen und dialogirten Alltagsbegebenheiten überschwemmt; daß man endlich auch dieser Waare herzlich überdrüssig zu werden anfing. Während dem Lauf aller dieser Theaterveränderungen war ein Mann von großen Talenten, echter Gelehrsamkeit und tiefer Menschenkenntniß, wiewohl mehr Filosof als Dichter, mit Einem Worte, Lessing, aufgestanden, und hatte theils durch Kritik theils durch einige Stücke, die von dem, was man auf unsern Bühnen gewohnt war, gewaltig abstachen, den Geschmack zu verbessern, und unsre Schauspieldichter auf den rechten Weg zu bringen versucht. Seine Sara Samson, Minna von Barnhelm, Emilia Gallotti, hatten eine sehr große Sensazion gemacht; aber sie waren in zu langen Intervallen von einander erschienen, um der Schaubühne einen wesentlichen und dauerhaften Dienst zu thun: und sie hatten, auch die Wahrheit zu sagen, zuviel von der individuellen Vorstellungsart des Verfassers in sich, um, als Muster, die armen Nachahmer, die hinter einem Manne von gar zu sehr überlegnen Kräften einherhinken, nicht öfters irre zu führen. Wiewohl wir also dadurch den Vortheil gewannen, uns dem Englischen Geschmack mehr zu nähern, und mehr Natur, mehr Akzion, und also auch mehr Interesse in unsre Dramen zu bringen: so blieb doch unser Theater im ganzen genommen noch immer eine

wahre Trödelbude; die kleine Anzahl guter Originalstücke verlor sich in der unendlichen Menge genie- und geschmackloser Kopien und Nachahmungen, wozu alle Nazionen des Erdbodens in Kontribuzion gesetzt wurden; und theils die unglückliche Gutmüthigkeit unsers Publikums, mit allem vorlieb zu nehmen was ihm vorgesetzt wird, theils die Unthätigkeit unsrer besten Köpfe, die entweder gar nichts oder viel zu wenig thaten, um dem bessern Geschmack die Oberherrschaft zu verschaffen, warf uns immer wieder in den alten verwirrten Zustand zurück; wo es, ungeachtet wir eine ungeheure Menge von Theaterstücken von allen Gattungen, Formen, Maniren und Tonarten, und eine große Anzahl herumziehende Schauspielergesellschaften aufzuweisen hatten, gleichwohl beinahe lächerlich gewesen wäre, uns gegen die Ausländer einer deutschen Schaubühne zu rühmen.

So lagen diese Sachen, als in einem Momente, wo jedermann sich nach Veränderung sehnte, und auf mehr als eine Art vorbereitet und gestimmt war, jede Neuerung, so kühn sie auch seyn möchte, willkommen zu heißen, Götz von Berlichingen im Druck erschien, und durch die außerordentliche Wirkung die er besonders auf die jüngere Hälfte des lesenden Publikums that, das in unsrer Litteratur so sonderbar hervorstechende achte Zehend dieses Jahr-

hunderts auch für die Schaubühne merkwürdig machte. Es war leicht vorauszusehen, daß er die Revoluzion bewirken würde, über welche Herr von Ayrenhof so bittre Klagen führt, und durch welche wir (wie nicht zu läugnen ist) allerlei seltsame zum Theil mißrathene, und eines aufgeklärten Zeitalters unwürdige Produkte mit dem lebhaftesten Beifall auf Deutschen Schaubühnen gekrönt gesehen haben. Das Faktum ist beim ersten Anblick wunderlich genug; aber bei weitem nicht so unnatürlich, oder unserm Publiko so schimpflich als es einem einseitigen Zuschauer vorkommen mag. Unter den Stücken, die ihr Daseyn wahrscheinlicher Weise der Eifersucht über den Succeß des Götz von Berlichingen zu danken haben, und die dem Herrn von Ayrenhof nicht mehr als allen andern Personen von gesundem und gebildetem Geschmack anstößig sind, könnte ich nicht wenige nennen, (wenn sie nicht ohnehin bekannt genug wären) denen auf unsern ansehnlichsten Schaubühnen, in den vornehmsten Städten Deutschlands, in Wien, Berlin, München, Mannheim, ja sogar in Herrn Adelungs Deutschem Athen, und in Hamburg, wo Lessings Dramaturgie billig ein vorzüglich aufgeklärtes Parterre hätte bilden sollen, der wärmste entschiedenste Beifall zugeklatscht worden ist. Mat kann mit gutem Grunde sagen, daß diese Stücke zeither die Lieblingsstücke

des Publikums gewesen sind; und, so wie man keinem dramatischen Autor verdenken kann, wenn er sich auf allgemeinen Beifall etwas zu gute thut, und den Weg, auf welchem er denselben erhalten hat, für den besten hält: so ist es auch, auf der andern Seite, unmöglich, daß eine ganze Nazion das lebhafteste Wohlgefallen an einem Schauspiel finde, ohne daß es einige Verdienste habe, die dieses Wohlgefallen rechtfertigen. Kurz, das Publikum kann in Dingen, wo es auf seinen Vortheil, oder auf sein Vergnügen ankommt, nie ganz Unrecht haben; und wenn wir recht nachsehen, warum die Schauspiele, wovon hier die Rede ist, so großen Beifall erhielten: so wird sich finden, daß es im Grunde die nämlichen sind, warum Schauspiele bei jedem Volk in der Welt, seitdem es Völker und Schauspiele giebt, eine besondere Sensazion gemacht haben. Bei den allermeisten Trauerspielen, Lustspielen, Dramen u. s. w., womit wir seit Gottscheds Zeiten unterhalten wurden, mußten wir uns bald nach Griechenland, bald nach Italien, bald nach Frankreich oder England, bald nach Konstantinopel, Babylon, Memfis oder Peking versetzen lassen. Diese Ausländer waren, so zu sagen, das einheimische eigenthümliche Land unsrer Tragödie. Deutsche Geschichte, deutsche Helden, eine deutsche Scene, deutsche Charakter, Sitten und Gebräuche waren etwas

ganz Neues auf deutschen Schaubühnen. Was kann nun natürlicher seyn, als daß deutsche Zuschauer das lebhafteste Vergnügen empfinden mußten, sich endlich einmal, wie durch eine Zauberruthe, in ihr eigen Vaterland, in wohlbekannte Städte und Gegenden, mitten unter ihre eignen Landesleute und Voraltern, in ihre eigne Geschichte und Verfassung, kurz unter Menschen versetzt zu sehen, bei denen sie zu Hause waren, und an denen sie, mehr oder weniger, die Züge, die unsre Nazion charakterisiren, erkannten? Dieser einzige Umstand würde schon hinreichend seyn, das Fänomen zu erklären: aber er ist noch nicht alles. Die besagten Schauspiele — so wild und unregelmäßig im Plan, so übertrieben in Charakter und Leidenschaften, so schwülstig, bombastisch, ungleich, unrichtig, auch wohl unanständig und schmutzig in Sprache und Ausdruck, sie zum Theil seyn mögen — haben das Verdienst, durch stark gezeichnete und abstechende Charakter, heftige Explosionen gewaltiger, stark kontrastirender Leidenschaften, außerordentliche Situazionen, eine große Mannigfaltigkeit von dramatischen Gemälden, viel Schaugepränge und Akzion, viel Theaterveränderungen und opernmäßige Dekorazionen, kurz durch alles was stark auf die Sinnlichkeit wirkt, die Zuschauer auf den Schauplatz zu heften und immer in Erwartung, Unruhe und abwechselnde Erschütterungen von

Liebe und Haß, Bewunderung und Mitleiden, Furcht und Hoffnung, Schrecken und Entsetzen, Freude und Traurigkeit, kurz in alle die Affekten zu setzen, worein alle, oder doch die meisten Menschen, wenn die Sache sie nur nicht unmittelbar angeht, sich so gerne setzen lassen. Welch ein Abstand von der Langenweile, oder höchstens der schwachen Theilnehmung, welche die Einförmigkeit, die wenige, mühsam sich fortschleppende Handlung, die für den größern Theil der Zuschauer unintereſſanten oder gar unverständlichen Dialogen oder Monologen, die immer mehr in rednerische Deklamazion als wahre Akzion gesetzten Leidenschaften, und die meistens frostigen fünften Akte des größten Theils der Französischen Stücke oder ihrer Nachahmungen hervorbrachten! Ist es Wunder, wenn man dieß verließ, um jenen zuzulaufen? Und verdient das Publikum ausgescholten zu werden, daß es sich lieber so viel als möglich unterhalten und in lebhafte Bewegungen setzen als ennuyiren läßt? Warum in aller Welt sollen wir uns immer mit Schauspielen behelfen, die weder kalt noch warm machen, und weder zu unserm Nazional-Temperament, noch zu unsern Sitten und unsrer Verfassung passen? Warum soll die Schaubühne nie wahre lebendige Darstellung der Natur seyn: und warum sollen wir, anstatt wahrer Kopien, immer nur abstrakte Ideale, statt der lebendigen

Akcente des Gefühls und der energischen Sprache der Leidenschaften, immer nur Kompendien-Moral, Sentenzen, und die Kompliments- oder Repräsentazions-Sprache der feinen Welt hören? Wenn Götz von Berlichingen und seine wohl oder übel gerathenen Nachahmungen kein anderes Verdienst hätten, als daß sie uns durch die Erfahrung die man von ihrer Wirkung gemacht hat, den Weg gezeigt hätten, auf welchem wir eine wahre Nazional-Schaubühne erhalten können, so wäre es schon Verdienst genug. Männer von Genie, aber Männer, nicht rohe, ungebändigte, von Natur- Kunst- und Weltkenntniß gleich stark entblößte Jünglinge, die ohne es zu merken alle Augenblicke von einer halbwahnsinnigen Fantasie über die Grenzen der Natur und des Schicklichen hinausgerissen werden — Männer von wahrem Genie und Talent, sage ich, werden (wie uns das Beispiel des Verfassers von Götz und von Iphigenia schon gezeigt hat) auf diesem Wege zuletzt unfehlbar selbst mit einem Aeschylus und Sofokles zusammentreffen, und man wird alsdann finden, daß die Formen der Griechen nicht alle andern Formen ausschließen; daß unter den Regeln, die von ihren Werken abgezogen werden können, verschiedene bloß angenommen, und lokal waren; und daß die Dichtkunst keine andern indispensabeln Gesetze kennt, als diejenigen,

ohne welche sie nicht im Stande wäre, ihre Allgewalt über Einbildungskraft und Herz der Menschen, auf diejenige Weise, die zu gleicher Zeit die angenehmste und dem Zweck der menschlichen Gesellschaft die zuträglichste ist, auszuüben. Denn dieser letzte Punkt soll und darf freilich bei keiner Kunst, die in der bürgerlichen Gesellschaft getrieben wird, aus den Augen gesetzt werden.

Wenn ich also, mein lieber M**, ein versifizirtes und gereimtes Deutsches Trauerspiel, das neben einem von Racine oder Voltaire stehen könnte, zu sehen gewünscht habe, so wollte ich damit weder mehr noch weniger sagen: als daß wir, so viel ich wüßte, noch kein solches Stück hätten; und daß es uns nicht eher anstehe, die Franzosen herabsetzen zu wollen, bis wir gezeigt hätten, daß wir es Ihnen in Ihrer Manier zuvor thun können. Aber ich war weit entfernt diese Manier, diese Form, für die einzige oder nur für die beste zu halten; weit entfernt einen Racine oder Voltaire wegen ihrer Regelmäßigkeit, wegen eines mehr oder weniger künstlichen Plans, wegen der reinern Sprache, schönern Versifikazion, und überhaupt wegen des feinern und edlern Geschmacks ihrer Zeit über Shakespearn zu erheben, dem sie an Genie und Imaginazion, an tiefem Gefühl und getreuer Darstellung

der Natur so weit nachstehen als die spruchreiche filosofische Henriade der Ilias. Ich war eben so weit entfernt, unsern Götz von Berlichingen, als Lear, Hamlet oder Othello, für Ungeheuer zu halten; oder die neuern Nachahmungen derselben deßwegen, weil die Einheiten der Zeit und des Ortes und andre Regeln nicht darin beobachtet sind, für verwerflich zu halten. Wenn ich sie tadle, so ist es wegen solcher Fehler, Ausschweifungen und Ungereimtheiten, die es auch in dem regelmäßigsten Stücke seyn würden. Ich wünsche nicht, daß wir uns sklavisch weder nach den Griechen noch nach den Franzosen bilden: sondern daß wir eine Schaubühne hätten, die sich so gut für uns schickte als die Schaubühne des Sofokles und Aristofanes für die Zeit des Perikles, oder die des Racine und Moliere für den Hof und die Hauptstadt Ludwigs des Vierzehnten; die aber von allen Fehlern, die den allgemeinen Menschensinn beleidigen, und dem wahren Zweck der Schauspiele zuwider sind, gereinigt, in ihrer Art vortrefflich genug wäre, um Personen von Verstand und Geschmack, welches Landes und Volkes sie auch seyn möchten, auch durch Schönheiten, die von Nazional- und Lokal-Verhältnissen, und allen Arten konvenzioneller Form unabhängig sind, zu gefallen. Ich glaube daß man gegen die Franzosen gerecht seyn kann, ohne darum Partei gegen die Engländer zu nehmen. Meiner Meinung

nach kann ein Mann von Talenten in allen Gattungen schätzbare Werke hervorbringen, und (wenn ich Voltairen hier eine Wendung abborgen darf) die einzige Gattung, die ich aus unsrer Litteratur verbannt zu sehen wünsche, ist — die langweilige.

I.

Die Kunst aufzuhören.

II.

Die sterbende Polyxena des Euripides.

I.

Die Kunst aufzuhören.

Cestar, ein Bel-Esprit und Kunstrichter des berühmten Siecle de Louis XIV., macht über eine Stelle in der Hecuba des Euripides eine Anmerkung, die eine [illegible], zu welcher man junge Leute nicht zu oft erinnern kann: Euripides läßt den Herold Talthybios der unglücklichen alten Königin von Troja die Umstände der Opferung ihrer Tochter Polyxena auf Achilles Grabe erzählen. Ich kenne kein edleres und eindrucksvolleres Bild als das, so der Dichter von der sterbenden Polyxena macht. Er vollendet es mit diesem schönen Zuge: selbst im Augenblick des Todes war sie noch besorgt anständig zu fallen. —

So weit vortrefflich, sagt Cestars; aber kein Wort mehr! Wie kann der Dichter glauben, die Zuhörer könnten eine Erklärung vonnöthen haben, was er unter anständig fallen verstehe? Wozu

Die Kunst aufzuhören.

Costar, ein Bel-Esprit und Kunstrichter des berühmten Siècle de Louis XIV., macht über eine Stelle in der Hekuba des Euripides eine Anmerkung, die eine Wahrheit in sich führt, an welche man junge Dichter nicht zu oft erinnern kann. Euripides läßt den Herold Talthybios der unglücklichen alten Königin von Troja die Umstände der Opferung ihrer Tochter Polyxena auf Achilles Grabe erzählen. Ich kenne kein edleres und einnehmenderes Bild als das, so der Dichter von der sterbenden Polyxena macht. Er vollendet es mit diesem schönen Zug: „selbst im Augenblick des Todes war sie noch besorgt anständig zu fallen.“ —

So weit vortrefflich, sagt Costar; aber kein Wort mehr! Wie kann der Dichter glauben, die Zuhörer könnten eine Erklärung vonnöthen haben, was er unter anständig fallen verstehe? Wozu

also der Zusatz, „und zu verbergen was vor männlichen Augen verborgen werden muß?" Dieser einzige Strich verdirbt das ganze Bild, und — hierin, dächt' ich, hätte Costar, wiewohl er nur Costar ist, gegen den alten Dichter, wiewohl es Euripides, ein Athener und ein Freund des Sokrates ist, Recht. Wenn die Griechen seiner Zeit nichts anstößiges daran fanden (welches wir weder bejahen noch verneinen können), so wird sich niemand darüber verwundern, der aus den Komödien des Aristofanes gelernt hat, wie viel die Ohren und sogar die Augen der Athener ertragen konnten; nur loben möcht' ich sie deßwegen nicht.

Die Kunst aufzuhören, zu fühlen was genug ist, und nicht ein Wort mehr zu sagen, nicht einen Strich mehr zu thun, als nöthig ist, damit die abgezielte Wirkung erfolge — o meine jungen Freunde, ist für den Dichter wie für den Maler (und warum nicht für jeden Schriftsteller?) eine große und schwere Kunst! Ein einziger Vers, ein einziges Wort zu viel ist schon genug, um zu machen daß eine naive, rührende, erhabene Stelle nicht naiv, nicht rührend, nicht erhaben ist.

„Aber wie lernen wir diese Kunst? und wenn können wir gewiß seyn sie ergriffen zu haben?" — Ich glaube daß sich in den Schriften der Kunstlehrer und Kunstrichter, von Quintilian und Longin bis zu Dubos und von Dubos bis auf diesen Tag,

viel wahres und brauchbares hierüber finden müsse. Indessen scheint mir doch gerade diese Kunst zu wissen, oder vielmehr mit einem schnellen und sichern Sinn zu fühlen was genug ist, und also was zu viel und was zu wenig wäre, das Geheimniß der großen Meister zu seyn. Ich meines Orts lerne schon funfzig Jahre daran, und sehe mit jedem Tage mehr, wie weit ich noch vom Ziele bin.

Die sterbende Polyxena des Euripides.

Welch ein treffliches Süjet würde nicht die Aufopferung der Polyxena — wovon Euripides in seiner Hekuba den Herold Talthybios die Erzählung machen läßt, für den Grazienpinsel der Seelenmalerin Angelika Kaufmann seyn!

Das Griechische Heer hat sich um den Grabhügel des Achilles, der durch die Treulosigkeit der Söhne des alten Priamus gefallen war, versammelt, um dem Schatten seines größten Helden das verlangte Todtenopfer feierlich darzubringen. Neoptolemus, der Sohn des Heros, erscheint mit Polyxena an der Hand, welche, kürzlich noch Achilles verlobte Braut, jetzt seine zürnende Seele mit ihrem Blute versöhnen soll. Er führt sie mitten durchs Heer und

stellt sie auf die Spitze des Grabhügels. Ein Haufen auserlesener Jünglinge tritt herzu, um das Opfer zu umringen. Der Sohn Achills nimmt eine goldene gefüllte Schale, gießt sie auf das Grab aus, und nachdem der Herold dem ganzen Heer ein feierliches Schweigen geboten, ruft er den Schatten seines Vaters an, ladet ihn ein, das jungfräuliche Blut zu trinken, welches ihm von den Griechen dargebracht werden soll, und bittet ihn um günstige Winde und eine glückliche Heimfahrt in ihr Vaterland. Nun entblößt er das Opferschwert und winkt den Jünglingen, das dem Tode geweihte Mädchen zu fassen.

Haltet ein, ruft Polyxena, die seinen Wink bemerkt und versteht: o ihr, deren Hände meine Vaterstadt zerstörten, ich sterbe freiwillig. Keiner von euch rühre mich an! Unerschrocken biet' ich meinen Hals dem Opfermesser dar. Lasset mich, um der Götter willen, lasset mich als eine Freie sterben; verdammet mich, eine Königstochter, nicht zur Schmach, eine Sklavin unter den Schatten genennt zu werden.

Das Heer murmelt ihr die Bewilligung ihrer Bitte zu: Agamemnon winkt den Jünglingen; sie treten zurück. Kaum sieht Polyxena sich frei, so reißt sie ihr Gewand von der Schulter, entblößt einen Busen von so reiner Schönheit, daß man ein Marmorbild zu sehen glaubte, knieet dann auf die Erde, und spricht mit einem Tone, der das härteste

Herz erweichen mußte, zu Neoptolem: Da, Jüngling, wähle selbst wohin du den Stahl führen willst! hier ist meine Brust, hier mein Hals, ich bin bereit!

Der Sohn Achills, von Mitleiden mit der schönen Unschuldigen gerührt, stößt mit zitternder Hand das Schwert in ihren Hals. Ein Blutstrom schießt hervor; sie fällt, und sterbend ist sie noch besorgt züchtig und edel zu fallen.

Ich kann diese Scene des Euripides nicht verlassen, ohne des schönen Zugs zu gedenken, womit er den Eindruck schildert, den dieses rührende Schauspiel auf das umstehende Heer macht; — wiewohl seine Absicht hier nicht war zu malen, sondern der unglücklichen alten Mutter etwas sagen zu lassen, das ihr in ihrem unermeßlichen Leiden einigen Trost geben möchte. Es ist ein so charakterischer Zug der Griechischen Nazional-Sinnesart, dieses lebhafte Gefühl für das sittliche Schöne, das der Dichter diese rauhen Krieger hier äußern läßt, und wodurch ihre Nazion sich immer vor allen andern Völkern ausgezeichnet hat!

Kaum hat Polyxena den Geist aufgegeben, so laufen alle Griechen herbei, ihrem Leichnam die letzte Ehre zu erweisen. Einige werfen von ferne frisches Laub auf sie; andere tragen Fichtenzweige herbei und richten den Holzstoß auf; und wer nichts herbeitrug (fährt Euripides fort) der hörte von

den Zutragenden diese Worte: „Was stehst du da, schlechter Mensch, mit leerer Hand und bringst dem Mädchen weder einen Schleier noch sonst etwas, ihren Leichnam zu schmücken? Willst du nicht gehen und der braven Seele auch was geben?“ —

Und gleichwohl waren die Männer, die so viel warmes Gefühl für das Schöne in dem Edelmuthe, womit Polyxena gestorben war, hatten, die nämlichen Halbwilden, welche fähig waren, und es sogar für Pflicht hielten, das schuldlose Mädchen, für das Verbrechen ihrer Brüder büßen zu lassen, und sie eben darum, weil sie rein und schuldlos war, dem Schatten ihres Helden als ein ihm desto angenehmeres Opfer abzuschlachten. So können angeerbte rohe Begriffe den noch ungebildeten Menschenverstand irre führen! So hat von jeher der Aberglaube das gesundeste sittliche Gefühl zerrüttet; aber so dringt auch ein schönes Naturell selbst durch die dicksten Wolken des Aberglaubens! Wahrer und rührender hat wohl schwerlich jemals ein Dichter dieses schauderliche Gemisch von Rohheit und Zartheit, Barbarei und Humanität dargestellt, als der Sokratische Tragödiendichter in dieser trefflichen Scene.

Ueber die Frage

Was ist Hochdeutsch?

und einige damit verwandte Gegenstände.

1782.

I.

Einer der verdientesten Deutschen Sprachforscher unsrer Zeit hat diese Frage im ersten Stücke seines Magazins der Deutschen Sprache auf eine Art beantwortet, welche zwar niemanden befremden kann, dem sein Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart und seine Lehrbücher unsrer Sprache bekannt sind, die aber um so mehr Aufmerksamkeit erregen muß, da er sie in zwei besondern Abhandlungen des besagten Magazins ausführlich vorgetragen, und da es für die Kultur unsrer Sprache und Litteratur nichts weniger als gleichgültig seyn kann, wie diese Frage beantwortet werde.

Herr Adelung hat in seiner Vorrede bereits selbst vermuthet, „daß er es durch seine Entscheidung mit unsern Deutschen Provinzen gleich im Anfange völlig verderben werde. Allein (setzt er hinzu) ich kann mir nun einmal nicht helfen; es ist Wahrheit, und ich kann nicht dafür, daß es Wahrheit ist.“ Er ist also seiner Sache gewiß; und wenn ein Sprachgelehrter von seinem An-

sehen aus einem solchen Tone spricht — seiner Sache so gewiß ist: so ist nicht nur zu erwarten, daß seine Gründe einleuchtend und entscheidend seyn, sondern auch, daß sie bei dem größern Haufen, der sich in unparteiische Untersuchung und genaue Prüfung solcher Materie nicht einzulassen pflegt, durch sein bloßes Ansehen ein neues Gewicht erhalten, und also, wenn sie auch nicht entscheidend wären, bei vielen eben dieselbe Wirkung thun werden, als wenn sie es wären.

Der bescheidene Ton, der in Sachen, wo keine eigentliche Demonstrazion Statt findet, auch da, wo man das Wahrscheinlichste zu behaupten glaubt, doch möglichen Gegengründen, und, im Falle, daß diese überwiegend wären, der Ueberzeugung von einer bessern Meinung Raum läßt — hat diesen Vortheil nicht; wiewohl er sich schon dadurch empfehlen könnte, daß er bei den Griechen der Ton des Sokrates, und bei den Römern des Cicero war. Ich bin einer von denen die sich durch die Gründe, die Herr Adelung für entscheidend hält, nicht überzeugt finden; aber, was ich gegen seine Entscheidung vorzubringen habe, sind bloß Fragen, die ich zu beantworten versuchen werde, Zweifel, über die ich belehrt zu werden wünsche. Sollten die Fragen und Zweifel nicht anders gründlich beantwortet und aufgelöst werden können, als auf eine Art, die mit Herr Adelungs Meinung über das, was Hochdeutsch ist, nicht

bestehen könnte, oder doch wenigstens eine große Einschränkung und Berichtigung derselben erforderte: so würde auch ich in dem Falle seyn zu sagen: ich kann nicht dafür, daß es Wahrheit ist; und ich habe ein zu gutes Vertrauen zu der Denkart dieses gelehrten Mannes, als daß ich besorgen sollte, ihm dadurch einen schlimmen Dienst erwiesen zu haben.

Nach Herrn Adelungs Meinung hat Deutschland seine Schriftsprache, das ist, die Sprache, worin alle diejenigen schreiben müssen, welche gut Deutsch schreiben wollen, wenigstens dreimal geändert; erst war sie Fränkisch, dann Südlichdeutsch, und endlich Hochdeutsch. Die erste erhielt sich bis gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts, wo die Kaiserliche Würde an das Schwäbische Haus von Hohen-Staufen kam. Schwaben, in seinem weitesten Umfange, oder das südöstliche Deutschland, war damals, oder wurde aus Gelegenheit dieser Staatsveränderung, nach Herrn Adelungs Meinung, diejenige Deutsche Provinz, welche alle übrige an Wohlstand und Geschmack übertraf. Sie nahm durch die Nachbarschaft Italiens und des südlichen Frankreichs, an der blühenden Handlung, dem Wohlstande und dem aufkeimenden Geschmack dieser Länder Theil. Die Höfe der Hohen-Staufen

und ihrer Vasallen waren die glänzendsten in Deutschland, und dienten den übrigen Höfen zum Muster. Die Landessprache ward dadurch in den obern Klassen verfeinert, durch die Dichter dieses Zeitraums verbreitet, und würde Deutschlands Schriftsprache geworden seyn, wenn gleich die Deutsche Krone nie auf das Schwäbische Haus gekommen wäre. Sie bekam in den spätern Zeiten den Nahmen des Hochdeutschen, d. i. des höhern verfeinerten Deutschen, der Sprache der obern Klassen, um sie nicht nur von den Mundarten der übrigen Deutschen Provinzen, sondern selbst von der gemeinen Schwäbischen Mundart zu unterscheiden.

Diese Schriftsprache, fährt er fort, erhielt sich in ihrem Ansehen bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, da sie der neuern Hochdeutschen sowohl den Namen als den Vorzug abtrat. Herr Adelung (der in dem Aufsatze, wovon hier die Rede ist, sein Augenmerk besonders gegen eine Behauptung des Herrn Hemmers in Mannheim richtet, welche ich für jetzt auf sich beruhen lasse) giebt hierauf die Umstände an, die zu dieser neuen Veränderung oder Vervollkommnung der Sprache Anlaß gegeben haben sollen. Das südliche Deutschland verlor nach und nach den Grad von Wohlstand, wodurch es der blühendste Theil von Deutschland gewesen war; dagegen bildete sich das südliche Sachsen durch Bergbau, Manufakturen und Kunst-

fleiß in der Stille zu der blühendsten Provinz, und legte dadurch den Grund zu dem vorzüglichen Grade des Geschmacks, worin es nachmals alle übrige übertraf. So wie Kultur und Geschmack in dem südlichen Ober-Sachsen zunahm, so verlor sich auch die Provinzial-Mundart nach und nach aus dem gesellschaftlichen Umgange der obern Klassen — und machte der ältern Hochdeutschen Schriftsprache Platz. Allein wie Ober-Sachsen in beiden über den schwachen Grad hinaus ging, welchen ehedem das südwestliche Deutschland gehabt hatte — so fuhr es auch fort, seine gesellschaftliche Sprache zu verfeinern, und daraus entstand denn das neuere Hochdeutsch, welches diesen Namen mit dem größten Rechte führt, wenn anders Hochdeutsch so viel bedeutet als höheres, d. i. ausgebildetes Deutsch der obern Klassen.

Herr Adelung erklärt sich hierüber noch bestimmter in der Abhandlung vom Zustande der Deutschen Litteratur, welche die fünfte im ersten Stücke seines Magazins ist. Nach seiner Vorstellung geht es mit der Ausbildung und Verfeinerung einer Sprache so zu. Ein robes ungebildetes Volk hat auch eine rohe Sprache. So wie jenes an Kultur, Volksmenge, Kunstfleiß, Handlung und Wohlstand zunimmt, so verbessert sich auch diese. Wirken jene Ursachen eine beträchtliche Zeit lang auf einen Theil der Nazion, so bilden sie endlich den Geschmack. Der gute

Geschmack war in Sachsen schon da, ehe die schöne Litteratur noch einen sonderlichen Fortgang machte. Denn er mußte sich erst feinere Sitten, feinere Empfindungsvermögen und eine feinere Sprache bilden. Sollte dieß geschehen, so mußte er in der Provinz, welche er sich zu seinem Sitz erwählt hatte, (nämlich in Ober Sachsen) erst über alle obern und mittlern Klassen, selbst bis auf einen Theil der niedern, verbreitet werden. Dazu wurde nun freilich viel Zeit erfordert. Aber genug, er kam endlich, dieser glückliche Zeitpunkt, wo der gute Geschmack in den obern und mittlern Klassen des südlichen Ober-Sachsens allgemein genug war, um auf die Sprache und das ganze Empfindungs-Vermögen zurück zu wirken. Der durch Handlung und Fabriken erhöhete Wohlstand, die immer größere Volksmenge, die in Ober-Sachsen wieder hergestellte, gereinigte und allgemein gemachte Filosofie, die prächtigen Höfe der Auguste, welche die schönen und bildenden Künste mit vollen Händen unterstützten, und dadurch Schöpfer des feinen Geschmackes wurden, die von Gottscheden gereinigte und von fremden Auswüchsen befreite Sprache, u. s. f. alle diese vereinigten Umstände wirkten schnell und unwiderstehlich. Ober-Sachsen ward nunmehr Deutschlands Attika und

Toskana; Ober-Sachsen diente dem bisher noch unvollkommnen und schwankenden Geschmacke zur Stütze und Führerin; Leipzig wurde Deutschlands Athen; und der Zeitpunkt von 1740 bis auf den verderblichen siebenjährigen Krieg d. i. von 1756 bis 1760 — war die schönste Epoke (nach Herrn Adelung) nicht nur der schönen Litteratur Deutschlands, sondern auch des Deutschen Geschmackes, worin er den einigen wahren männlichen Grad, welchen die Deutschen nicht überschreiten sollten, erreicht hat. Aber o! mit wie großem Rechte nennt Herr Adelung diesen Krieg einen verderblichen! Er hauchte mit seinem verderblichen Odem auch unsre Sprache und Litteratur an. „Sachsen hörte auf zu blenden und zu rauschen: der hier ausgebildete Geschmack verlor seinen Einfluß aufs Ganze. Die übrigen Deutschen Provinzen glaubten nun ohne fremde Beihülfe (die verwegnen!) weiter gehen zu können. Aber da die aus dem Deutschen Athen erhaltne Bildung in Ansehung des Geschmacks nur noch sehr unvollkommen war: so artete der Geschmack in den Provinzen auch sehr bald aus, weil die feine Empfindung noch nicht den gehörigen Grad erreicht hatte, sich selbst leiten zu können, und doch alle fremde Leitung verschmähte. Daher dann (fährt er fort) die Vernachläßigung der Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache;

daher der widrige Gebrauch fremder Wörter, wo gute Deutsche vorhanden sind; daher die Jagd auf veraltete und Provinzialwörter, ganz wider den Begriff einer jeden durch Geschmack ausgebildeten Schriftsprache; daher die Erhebung der niedrigen Volkssprache: daher der Bardengesang, Minnegesang, die fremden Silbenmaße, und was dergleichen Verirrungen mehr sind, dergleichen sich keine Nazion in den schönen Zeiten ihrer Litteratur hat zu Schulden kommen lassen." Alle diese Uebel sind auf unsre Sprache und Litteratur gekommen, weil es den Deutschen Provinzen — nicht an Witz und andern Fähigkeiten — sondern an der feinen Empfindung des wirklich Schönen, mit einem Wort an Geschmack fehlt; und das einzige Mittel sie davon zu befreien, ist, daß wir zu den Mustern, die uns Ober-Sachsen in den Jahren 1740 bis 1760 gab, zurückkehren, und uns auf die Sprache der obern Klassen in dieser Provinz, welche sich der gute Geschmack zu seinem Sitz erwählt hat, lediglich einschränken. Denn (sagt Herr Adelung) entweder hat Ober-Sachsen den guten Geschmack von 1740 — 1760 gänzlich verfehlt, oder die Wege, welchen man seitdem in den Provinzen gefolgt ist, sind Abwege und Verirrungen.

Dieß ist nun eine so kurz als möglich zusammengezogene, und beinahe durchaus in Herrn Adelungs eignen Worten abgefaßte Darstellung seiner Meinung

von dem, was Hochdeutsch, d. i. was die wahre reine und richtige Deutsche Sprache ist, welche von allen, die nicht zum Pöbel gehören wollen, gesprochen und geschrieben werden soll; und dieß sind die Schranken, innerhalb welchen der Genie, der Witz und die Empfindung aller Deutschen Dichter und Prosaisten sich halten muß, wenn sie nicht mit dem Zeichen des schlimmen Geschmacks gebrandmaalet, und zu den Sächsischen Schriftstellern von 1740 bis 60 in die Schule geschickt werden wollen.

Meine Absicht ist keinesweges, weder dem was in diesen Behauptungen wahr und treffend ist, widersprechen zu wollen, noch mich in eine umständliche Untersuchung derselben einzulassen; welches, wie ich glaube, eine sehr überflüssige Arbeit seyn dürfte. Ich habe, eben darum, alles das übergangen, was Herr Adelung in dem Eingang seiner Abhandlung über die Frage was ist Hochdeutsch? zur Erläuterung derselben von den Beispielen der Athenischen, Römischen und Toskanischen Mundart beigebracht; weil die genaue Bestimmung, was es damit für eine Bewandtniß gehabt, und in wie fern diese Beispiele auf uns anwendbar sind, Erörterungen, die für meine Absicht viel zu weitläufig wären, erfordern, und am Ende doch bei der Akzion, welche Herr Adelung gleichsam im Namen des südlichen Ober-Sachsens gegen die Provinzen angestellt hat, nichts entscheiden würden.

Ich begnüge mich also (außer einigen Anmerkungen, die ich mir zum Schlusse vorbehalte) meine Zweifel gegen diese Behauptungen bloß in folgende Fragen und unmaßgebliche Beantwortungen derselben zu verfassen.

1) Befand sich die Deutsche Sprache, so wie sie in dem Zeitraum der Schwäbischen Kaiser im südwestlichen Deutschland gesprochen und geschrieben wurde, und wie sie sich uns in den Gedichten der Minnesinger, in den Werken Wolframs von Eschilbach, Heinrichs von Ofterdingen, im Winsbecken, und in vielen andern Ueberbleibseln dieses goldnen Alters unsrer alten Sprache und Litteratur darstellt, nicht in einem vollkommnern Stande als in den nächst auf die Ausrottung des Hohenstaufischen Hauses folgenden Zeiten? Hat Herr Bodmer (der wahrlich ganz andre Verdienste um unsre Sprache hat als Gottsched) nicht in der bekannten, wiewohl leider! noch so wenig benutzten Zürchischen Ausgabe der Manessischen Sammlung von Minnesingern gezeigt, daß die alte Schwäbische Sprache an Regelmäßigkeit, Biegsamkeit und Wohlklang sehr wesentliche Vorzüge vor der Sprache des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, ja selbst vor unsrer jetzigen gehabt habe? Kann man also nur so schlechtweg, ohne Unterschied und Einschränkung, sagen: daß sich die Schriftsprache des blühenden Zeitraums der Schwäbi-

schen Kaiser bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in ihrem Ansehen erhalten habe? und ist nicht vielmehr, aus Vergleichung der Deutschen Schriften des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts mit den noch übrigen Dichtern aus Friedrich I. und Friedrich II. Zeiten, augenscheinlich, daß die Sprache nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts von ihrer bereits erreichten Stufe der Verfeinerung, Ausbildung und Regelmäßigkeit wieder herabgesunken, und mit der wieder überhandnehmenden Barbarei und Zerrüttung des Deutschen Reichs in Verfall gerathen sey? Es war mehr als Stillstand, es war wirklicher Abfall. — Und da ein erweislicher wesentlicher Unterschied, in Absicht der Beugungs-Formen, Konstrukzionen u. s. w. zwischen der Sprache der Minnesinger und der neuern Hochdeutschen wahrzunehmen ist; kann man mit genugsamen Grunde so schlechthin sagen, die Obersächsische Sprache des sechzehnten Jahrhunderts, habe ihre ältere Schwester, das ehmalige Hochdeutsch (d. i. die Alt-Schwäbische Sprache) weit hinter sich gelassen?

2) Womit kann bewiesen werden, daß das südliche Ober-Sachsen von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bis zum Jahre 1760 der Sitz des guten Geschmacks in der Deutschen Litteratur, und also auch die Mundart die-

ser Provinzen die ächte Hochdeutsche Sprache gewesen sey?

Ich unterschreibe von ganzem Herzen alles, was Herr Adelung von den Verdiensten des großen Luthers um die Deutsche Sprache sagt; — wiewohl Herr Adelung selbst in der Lutherischen Bibel-Uebersetzung soviel veraltetes und Oberdeutsches (d. i. nach seinen Grundsätzen Undeutsches) findet, daß er derselben kein klassisches Ansehen unsrer Schriftsprache zugestehen kann. Aber wo sind dann die Ober-Sächsischen Deutschen Schriftsteller vom ersten Rang im siebzehnten Jahrhundert? Waren unsre besten Dichter und Prosaisten derselben Zeiten, Opitz, Dach, Flemming, die Gryfiusse, Wernicke, Logau, Moscherosch (Filander von Sittewald) Lohenstein, u. a. vor allen aber der erhabne Verfasser der Oktavia und Aramena, waren sie Ober-Sachsen? Ich sage nicht, daß irgend einer dieser Schriftsteller für klassisch gelten könne, und es findet sich auch in Absicht des Geschmacks ein großer Unterschied unter ihnen. Aber wie will man erweisen, daß Opitz unter den Dichtern und Herzog Anton Ulrich von Braunschweig unter den Prosaisten bloß deßwegen eine bessere Sprache haben als andere, weil sie die Sprache der obern Klassen in Wittenberg, Meissen, Leipzig, Dresden, u. s. w. studirt und zu ihrem Muster genommen?

Die Schriftsprache des vorigen Jahrhunderts in Deutschland war ein wahres Babel; jeder schrieb was ihm recht däuchte. Die berühmte fruchtbringende Gesellschaft bestand aus Mitgliedern von sehr ungleicher Art aus allen Provinzen und Winkeln Deutschlands. Ihre mannigfaltigen und unermüdeten Bemühungen verursachten eine Gährung in unsrer Sprache, wodurch zwar ihr ganzer Reichthum an Worten und Ausdrucks-Arten zu Tage kam, aber woraus auch der seltsamste Mischmasch von Schreibarten in der Litteratur überhaupt entstehen mußte. Jeder bildete sich seine Schriftsprache nach Maßgabe seines Witzes, Gefühls, Geschmackes, und vornämlich der alten oder neuern, auswärtigen und einheimischen Muster, die er am meisten kannte und schätzte; wiewohl, natürlicher Weise, bei jedem die allgemeine Sprache, die Schriftsprache der Deutschen Skribenten, die vor ihm gelebt hatten und am meisten gelesen worden waren, zum Grunde lag. Niemand wird läugnen wollen, daß schon lange verstorbene Schriftsteller, die zu Berlin, Dresden, Halle, Leipzig u. a. O. lebten, in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts einige Verdienste um die Reinigung der Sprache und des Geschmacks gehabt haben: aber verhoffentlich wird auch niemand, der die Geschichte der Fortschritte derselben kennt, läugnen wollen, daß Männer, welche größtentheils in Hamburg lebten, daß die Ham-

burgische Patrioten-Gesellschaft zu dieser glücklichen Veränderung den ersten kräftigen Stoß gegeben. Was den Professor Gottsched betrifft, wenn man gleich seiner betriebsamen Eitelkeit das Verdienst zugestehen muß, der Deutschen Sprache und Litteratur einige Dienste geleistet zu haben, so ist doch gewiß, daß er als Muster unter der Mittelmäßigkeit, als Lehrer meistens ein bloßes Echo Französischer Kunstrichter, als Anführer und Haupt einer Partei, der Beschützer, Aufmunterer und Lobredner aller Dunse seiner Zeit, und also, in keiner Betrachtung ein Mann war, auf den das Deutsche Athen stolz zu seyn Ursache hat, noch (so viel ich weiß) zu haben glaubt. Nicht der Bergbau in den Chursächsischen Landen, nicht die Manufakturen, die darin blühen noch die Leipziger Messe, noch die Pracht der Höfe der Sächsischen Auguste, an welchen wahrlich wenig Deutsch gesprochen und geschrieben wurde, sondern ein von diesem allen sehr unabhängiger Zusammenfluß von Umständen war die Ursache, daß sich zwischen den Jahren 1740 und 1760 eine Anzahl junger Köpfe in Leipzig zusammenfanden, welche, nach einem ziemlich öffentlichen Abfall von Gottscheden, dem damaligen Koryfäus des schlimmen Geschmackes oder vielmehr Ungeschmackes, den Anfang machten, unsrer Litteratur eine bessere Gestalt zu geben, und sich durch Werke des Geistes, die zum Theil mit dem

Stempel des Genies bezeichnet waren, hervorzuthun. Aber die wenigsten von ihnen blieben in Leipzig: die meisten schlugen ihren Sitz in Niedersachsen auf; einige wurden sogar außer Deutschland verschlagen. Der siebenjährige Krieg war hieran unschuldig; und sehr wahrscheinlich würde das Deutsche Athen, auch ohne ihn, die stolze Benennung weder mehr noch weniger verdient haben.

3) Sind es die guten Schriftsteller einer Nazion, welche die Schriftsprache derselben ausbilden, reinigen, poliren, und zum möglichsten Grade von Vollkommenheit bringen? Oder sind es die obern Klassen der Einwohner der blühendsten Provinz der Nazion, die alles dieß leisten, und die allein dazu berechtigt sind?

Bisher, wenn ich nicht sehr irre, hat man bei allen Völkern, die sich einer vorzüglichen Stufe von Kultur und Aufklärung rühmen können, das erste geglaubt. Ich will jetzt bloß die Französische Sprache zum Beispiel anführen. Diese befand sich ungefähr in eben dem Zustande, worin sich die unsrige in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts befand, als auf einmal in einem Zeitraum von dreißig bis vierzig Jahren eine Veränderung mit derselben vorging, wodurch sie zu einer der vollkommensten, und zugleich zu der beliebtesten und allgemeinen Sprache von Europa wurde. Wem eine so schnelle und große Veränderung zuzuschreiben sey, ist unter den Fran-

zosen selbst keine Frage. Die ganze Nazion ist nur Eine Stimme, sie nicht der Pracht des Hofes unter Ludwig XIV. nicht dem Weinbau, Seidenbau, den Manufakturen, und der Handlung, die damals in Frankreich blüheten, nicht dem Zusammenfluß glücklicher Umstände, welche sich zum glänzendsten Wohlstande des Französischen Reichs in der ersten Hälfte der Regierung jenes großen Königs vereinigten, sondern den Arnaud, Paskal, Bourdaloue, Fenelon, Bossuet, La Brüyere, u. a. unter den Prosaisten, und den Corneille, Racine, Moliere, Boileau und La Fontaine unter den Dichtern, zuzuschreiben, welche sich, nach des Schicksals Schluß, zusammen fanden, und durch ihre Werke die goldne Epoke der Französischen Litteratur hervorbrachten. Und wodurch wurden alle diese Männer die klassischen Schriftsteller ihres Volkes, und die Muster der besten Schreibart? Etwa dadurch, daß sie sich nach dem Geschmacke der obern Klassen in Paris bildeten, und die Sprache schrieben, welche jene redeten? Paskal, dessen Lettres Provinciales bis auf diesen Tag für das vollkommenste Muster der schönsten Französischen Sprache und Schreibart gelten, hatte von Jugend auf in einer großen Abgeschiedenheit gelebt, und zu seiner Zeit war die Klelie, der große Cyrus und andre Werke dieser Art noch die Mode-Lektüre der obern Klassen in Paris. Der große

Corneille war nichts weniger als was man einen Weltmann nennt; er lebte in seinem Kabinet und im Schooße seiner Familie; mit den hohen Charakteren und Idealen des alten Roms und Griechenlandes besser bekannt als mit dem Adel zu Paris. Mit welchem Grunde sollte man also von diesen und den übrigen großen Schriftstellern der schönsten Zeit Ludwigs des XIV. sagen können, daß sie den guten Geschmack, der ihnen vor ihren Vorgängern einen so großen Vorzug giebt, von ihren Zeitgenossen erhalten hätten? anstatt daß alle Welt bisher gerade das Gegentheil geglaubt hat. Freilich reden die ersten guten Schriftsteller eines Volks keine unerhörte, selbst erfundene Sprache: und ihre vortrefflichen Werke setzen voraus, daß die Sprache schon durch eine Menge Stufen nach und nach zu einem großen Reichthum an Worten und Redensarten, und selbst zu einigem Grade von Ausbildung und Politur gekommen sey. Viele gute Schriftsteller mußten vorher an der Französischen Sprache gearbeitet haben, ehe sie von den Besten der Vollkommenheit nahe gebracht werden konnte. Aber wodurch thaten diese letztern es in allen Fächern ihren Vorgängern so sehr zuvor? Etwa dadurch, daß sie ihren Geschmack nach den obern Klassen ihrer Nazion, oder dadurch, daß sie ihn nach den besten Mustern der Alten bildeten? Man braucht sie nur zu lesen, nur ihr eignes Geständniß zu hören, um von dem letztern

überzeugt zu werden. Die Kalpreneden, die Boyers, Pradons u. s. w. diese waren die Leute, die sich nach dem Geschmack ihres Publikums richteten, und dadurch die vergängliche Ehre eines augenblicklichen Beifalls erschlichen. Aber die Corneille und Racine schlugen einen ganz andern Weg ein; sie erhoben sich durch ihren mit der reinsten Blüthe klassischer Gelehrsamkeit genährten Genie, durch einen Geschmack, den sie sowohl an den vollkommnen Mustern der Alten als den fehlerhaften Werken ihrer Vorgänger und Zeitgenossen geschärft hatten, über den Geschmack ihres Publikums; wurden die Gesetzgeber desselben, anstatt seine Sklaven zu seyn. Die Zeit, worin alle diese großen Männer blühten, wurde also, nicht durch die Anstalten des despotischen Richelieu, sondern durch den Reitz der Werke, die mit dem Stempel des Genies, des echten Witzes und des feinsten Geschmacks bezeichnet waren, die schönste Epoke der Französischen Sprache. Man mußte so schreiben, wie die Urheber dieser Werke schrieben, wenn man gefallen wollte. Aber eben dadurch geschah es, daß die Sprache, was sie auf der einen Seite an Verfeinerung und Regelmäßigkeit gewann, auf der andern an Reichthum, — indem man der Politur keine Grenzen setzte, endlich auch an Stärke verlor. Man fühlte endlich, daß auch die großen Schriftsteller aus Ludwig XIV. Zeiten der Nachwelt

noch etwas zu thun übrig gelassen hatten. Mit immer zunehmender Aufklärung des Verstandes und Verfeinerung der Empfindung, mit dem Erwerb neuer, größerer, lichtvollerer Ideen, muß sich auch die Sprache erweitern und verändern. Die Pariser schrien über Neologismus, und hätten nicht immer unrecht; aber der Mißbrauch der Nachahmer und Witzlinge konnte dem unverlierbaren Rechte der Schriftsteller von wahrem Genie und Talente nichts benehmen; und ein Crebillon (der Vater) ein Montesquieu, ein Büffon, ein J. J. Rousseau mußten eben dadurch, daß sie ihrem Genie ihre Gedanken und Empfindungen in die Sprache drückten, ihr manche Formen geben, die sie noch nicht gehabt hatte. Unstreitig hat dieses Recht, das alle aufgeklärte Völker von jeher ihren großen Schriftstellern eingestanden haben, seine Grenzen: aber diese Grenzen werden vielmehr durch die Natur der Sprache und durch die allgemeinen Grundsätze des richtigen Denkens und der guten Schreibart, als durch die Mundart der obern Klassen in der blühendsten Provinz festgesetzt. Wollte man dieser letztern die Kraft eines allgemeinen Gesetzes für die Schriftsprache beilegen: würde nicht eben daraus eine unaufhörliche und höchstwillkührliche Veränderung der Sprache natürlich folgen müssen? Der blühende Stand einzelner Provinzen ist eine sehr zufällige und wandelbare Sache. Vor

sechzig Jahren war Hamburg das Deutsche Athen; dreißig Jahre später war es Leipzig: warum sollte die Reihe nicht auch noch an Wien, München, Mannheim, Nürnberg, Augsburg, Stuttgard, u. s. w. kommen können? Und werden die obern Klassen in den verschiednen Provinzen, worin diese Städte die Hauptstädte sind, alsdann nicht eben das Recht haben, die Schriftsprache oder das wahre, reine Hochdeutsch, festzusetzen, welches Herr Adelung dem Deutschen Athen von 1740 — 60 eingeräumt wissen will? — Ich muß mich sehr irren, oder es bleibt gegen die Babylonische Sprachverwirrung, die hieraus entstehen müßte, kein besseres Mittel, als es bei dem alten Grundsatze zu lassen: daß es die guten Schriftsteller sind, welche die wahre Schriftsprache eines Volkes bilden, und (so weit als die Natur einer lebenden und sich also nothwendig immer verändernden Sprache zuläßt) befestigen.

Dieses letztere, in so fern es jemals bei einer Sprache Statt findet, kann vermöge der Natur der Sache, ganz allein durch die besten Schriftsteller in allen Fächern bewirkt werden. Sie allein sind dazu geschickt; denn ihre Werke bestehen; da hingegen die Volkssprache, auch bei den obern Klassen der blühendsten Provinzen, wenigstens alle Viertel-Jahrhunderte allerlei Veränderungen erleidet, und überhaupt einen immerwährenden Hang hat, unregel-

mäßig zu werden und sich zu verderben. Aber wenn es wahr ist, daß jede lebende Sprache, so vollkommen sie auch seyn mag, niemals für ganz vollendet angesehen werden kann, so lange noch ein höherer Grad von Aufklärung und Politur bei der Nazion möglich ist, so lange noch neue Ideen erworben, neue Empfindungen entwickelt, neue Schattirungen (nuances) der einen und andern gemacht werden, und also hierzu entweder neue Wörter, oder neue Redensarten, ungewöhnliche Metafern, Figuren und Konstrukzionen nöthig seyn können: um wie vielmehr muß

4) Alles dieß nöthig seyn, wenn eine Sprache noch kaum vor wenig Jahrzehenden mit Geschmack geschrieben zu werden angefangen hat, wenn ihre schöne Litteratur erst noch im Wachsen begriffen ist, und wenn es ihr noch in verschiednen wichtigen Fächern an einer hinlänglichen Anzahl wahrer Meisterstücke fehlt? Es scheint schon unschicklich genug, (um nichts stärkeres zu sagen) die Sprache einer der ersten Nazionen des Erdbodens in die Schranken der Aufklärung, des Witzes und des Geschmacks einer einzigen kleinen Provinz, und des kleinen Zeitraums, worin diese sich einiger wirklicher Vorzüge vor den übrigen rühmen konnte, einschließen zu wollen: aber wie unfüglich wird dieß Unternehmen erst dadurch, wenn erweislich ist, daß die Litteratur der Nazion in dem engen Zeitraum von zwanzig

Jahren, binnen welchem man ihre Sprache durch eine einzige Provinz auf ewig fixirt wissen will, von ihrer höchsten Stufe noch weit entfernt war, und nur noch in wenigen Fächern solche Meisterwerke, die auch von Ausländern, auch von der Nachwelt dafür erkannt werden können, hervorgebracht hatte! Daß dieß der Fall unsrer Sprache sey, braucht wohl bei unpartheiischen Schätzern unsrer Litteratur keines andern Beweises, als eines hellen Blicks auf ihren Zustand in den Jahren von 1740 — 60, und auf die Früchte des Witzes und Geschmacks, womit uns der Südlich-Sächsische Boden in diesem Zeitraum beschenkte. Ich bin weiter, als vielleicht manche, die jetzt mitten in Sachsen leben, von dem Gedanken entfernt, vielen dieser Früchte ihre Schönheit und ihren guten Geschmack absprechen zu wollen: aber ich müßte auch keinen Begriff von dem haben, was andere Nazionen in diesem Stücke geleistet haben, was uns damals noch fehlte, was uns zum Theil noch jetzt fehlt, und was unsre Litteratur noch werden kann und muß, um mit der Litteratur anderer Völker auf gleichem Fuße zu stehen, wenn ich eingestehen wollte, daß der Zeitraum, in welchen Herr Adelung den guten Geschmack unsrer Schriftsprache einschließt, das non plus ultra der Vollkommenheit derselben sey. Das Maß von Genie, Witz, Gefühl, Wissenschaft, Weltkenntniß und Geschmack, welches den Ober-Sächsischen Schriftstellern jenes

Zeitraums zu Theil worden war, ist doch wohl nicht das größte, das sich denken läßt? Und wenn dieß nicht ist: mit welchem Rechte könnte ein Schriftsteller (wenn sich jemals ein solcher fände) der mehr von allen jenen Geisteskräften und Eigenschaften als irgend ein Ober-Sächsischer Schriftsteller von 1740 — 60, und also das Vermögen besäße, sie in vielen Stücken zu übertreffen, mit welchem Rechte könnte er angehalten werden, seinen Geist in ein Maß, das für ihn zu klein wäre, einzwängen zu lassen, und ein bloßer Nachahmer zu bleiben, wenn er sich fähig fühlte, Original zu seyn? Und die Sprache des Dichters, des Geschichtschreibers, des Filosofen, der mehr als ein bloßer Nachhall seiner Vorgänger seyn will, auf die Volkssprache einer einzelnen Provinz, auf die Schriftsprache einer kleinen Anzahl von Autoren in einem Zeitraum, wo die Litteratur nur erst zu blühen anfing, einschränken, — heißt dieß nicht dem Fortgang der Litteratur selbst, der gewisser Maßen ohne Grenzen ist, die engesten Schranken setzen?

Ich sage nicht, daß es nicht auch in der Sprache gewisse Grenzlinien gebe, welche theils durch die Natur derselben, theils durch die Grundgesetze der Logik und Aesthetik gezogen werden, und über welche auch der größte, feurigste und freieste Genie nicht hinausschweifen darf, ohne sich gerechten Tadel zuzuziehen. Auch begehre ich nicht zu läugnen, daß

einige, sogar vortreffliche Schriftsteller (von denen, die seit 1760 sich hervorgethan haben) zuweilen über diese Grenzen *weggeflogen* oder auch *weggeschlendert* sind; und daß theils das servum pecus der Nachahmer, theils verschiedene *Aspiranten* von noch ungebändigtem Genie, denen es bei großen Fähigkeiten noch stark an Gelehrsamkeit, Geschmack, Welterfahrung, und besonders an Sprachkenntnissen mangelt — auf *Beispiele*, die keine *Muster* seyn dürfen sich steifend — sich Freiheiten sowohl gegen die *gesunde Vernunft* als gegen *die Deutsche Sprachlehre* und die Gesetze der guten Schreibart erlaubt haben, die auf keine Weise zu rechtfertigen sind. Aber ich behaupte, so lange bis ich des Gegentheils durch überwiegende Gründe überzeugt werde, a) daß die Hochdeutsche Schriftsprache oder die Frage, was ist Hochdeutsch? sich nicht durch die Mundart irgend einer blühenden Provinz, sondern ganz allein aus den Werken der besten Schriftsteller bestimmen lasse; b) daß hiervon auch die Schriftsteller des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts nicht ausgeschlossen werden dürfen; c) daß die Zeit noch nicht gekommen sey, wo die Anzahl der Schriftsteller, welche den ganzen Reichthum unsrer Sprache enthalten, für beschlossen angenommen werden könnte: und daß d) bis dahin die ältern Dialekte noch immer als gemeines Gut und Eigenthum der echten Deutschen Sprache, und als

eine Art von Fundgruben anzusehen seyen, aus welchen man den Bedürfnissen der allgemeinen Schriftsprache, in Fällen, wo es vonnöthen ist, zu Hülfe kommen könne.

II.

Unter allen Europäischen Nazionen sind wir (meines Wissens) die einzige, bei der es noch die Frage ist, welches ihre Schriftsprache sey? Die Ausländer, welche, durch den Ruhm unsrer neuen Schriftsteller verleitet, sich von dem blühenden Zustand unsrer Litteratur eine große Vorstellung gemacht haben, werden auf einmal sehr viel von dieser hohen Meinung nachlassen müssen, und zuletzt gar nicht wissen, was sie von uns denken sollen, wenn sie hören, daß einer unsrer angesehendsten Sprachgelehrten die Frage: was ist Hochdeutsch? mitten im Jahre 1782 aufzuwerfen nicht nur nöthig gefunden, sondern sie auch auf eine Art beantwortet hat, wodurch er mit allen Deutschen Provinzen außer Chur-Sachsen, und also wenigstens mit Neun Zehntheilen der Nazion (nach seinem eignen Ausdruck) es völlig zu verderben besorgen mußte. Das Uebel ist indessen bei weitem nicht so schlimm als es

scheint; und so wie die Deutschen noch immer sehr gut gewußt haben, wer ihre besten Dichter und Prosaisten sind: so werden auch die Ausländer, die unsre Sprache lernen, in Ermangelung eines Deutschen Athens (welches wohl, wenn wirs genau nehmen wollen, erst noch gebaut werden soll) sich, neben Herrn Adelungs Wörterbuch und Sprachlehrbüchern, an diejenigen Schriftsteller halten, für welche die allgemeine Stimme des Publikums sich erklärt hat; und wenn in diesen auch zuweilen Wörter oder Redensarten vorkämen, die bei Herrn Adelung vergebens gesucht würden, so werden sie sich durch Frischens Deutsch-Lateinisches oder Schwans Deutsch-Französisches Wörterbuch zu helfen suchen müssen.

Wie es indessen, aus den Gründen die ich in dem vorstehenden Aufsatz über diese Frage beigebracht, den Anschein gewinnen möchte, als ob Herr Adelung die Reinheit der Hochdeutschen Sprache zu sehr auf Unkosten ihres Umfangs und Reichthums zu erhalten suche; so ist hingegen auch nicht zu läugnen, daß das servum pecus der Nachahmer, und eine Menge junger Skribenten in Ober-Deutschland, vielleicht auch manche in Ober- und Niedersachsen, auf der andern Seite ausschweifen. Viele um die Richtigkeit der Sprache gänzlich unbekümmert, schämen sich nicht, beinahe auf allen Blättern ihrer Schriften Sprach-Schnitzer zu begehen, die nur dem

unerzogensten Theile des Volkes zu verzeihen sind. Andre scheinen, ich weiß nicht aus welchem unzeitigen Provinzial-Patriotismus, sichs recht geflissentlich zur Pflicht gemacht zu haben, ohne alle Noth, und ohne das mindeste dadurch für den Nachdruck oder die Naivität oder irgend eine andere Erforderniß ihres Styls zu gewinnen, veraltete, oder Provinzialwörter, die dem größten Theile der Nazion unverständlich sind, oder niedrige Sprecharten, die man selbst an dem Geburtsort des Autors nur im Munde des gemeinsten Pöbels findet, in ihre Schriftsprache einzumengen. Die Nachlässigkeit der einen, und der Unfug der andern geht wirklich so weit, daß michs nicht wundert, wenn einem Manne, der den besten Theil seines Lebens mit kritischer Erforschung unsrer edeln Sprache zugebracht hat, die Geduld dabei ausgeht. Indessen scheint es doch, daß wir wenig Ursache haben, uns die Furcht, daß derselben viel Nachtheil daraus erwachsen werde, beunruhigen zu lassen. Die Skribenten die ihre eigene Sprache nicht zu schreiben wissen, sind doch wohl nur *elende Skribenten*; sie leben einen Tag, und verschwinden wieder, ohne daß in dem Gehirn ihrer Leser mehr Spuren von ihrem kurzen Daseyn zurück bleiben als in den Jahrbüchern der Litteratur. Ihre Sprachschnitzer, ihre grammatikalische Unreinlichkeit, ihr ekelhafter Mischmasch von Dialekten, wird schwerlich jemand, an dem etwas gelegen ist, ver-

führen können. Aber Regeln, die einen Gelehrten von Ansehen und Einfluß zum Urheber haben, wenn sie auf eine willkührliche Beschränkung guter Schriftsteller und besonders eine mit der Natur der Dichtkunst unverträgliche Verengung der Dichtersprache abzielen, könnten in mehr als einer Rücksicht von nachtheiligern Folgen seyn. Es scheint nicht, als ob unser verdienstvoller Sprachlehrer die gebührenden Vorrechte der Dichtersprache bisher noch in genugsame Betrachtung gezogen habe. Indessen wäre doch eine gründliche Untersuchung derselben um so nöthiger, da sie zwar von jeher stillschweigend anerkannt, aber soviel ich weiß, noch nie in das gehörige Licht gesetzt und so bestimmt worden sind, daß zu Verhütung aller zwischen Dichtern und Grammatikern daher entstehenden Kollisionen, so genau als möglich festgesetzt wäre, wie weit Jene gehen, und wo diese den Schlagbaum vorziehen dürften. Vielleicht kann das, was ich noch bei seinen Folgerungen in dieser Rücksicht zu erinnern habe, Ihn veranlassen, diese Materie selbst vor die Hand zu nehmen: einige seiner Regeln genauer zu bestimmen und das noch immer schwankende königliche Vorrecht der Dichter, ohne sich daran zu vergreifen, in seine gebührenden Schranken zu setzen. Vorher aber sey mir erlaubt, die erste der besagten Folgerungen noch etwas näher zu beleuchten.

1) „Jede Schriftsprache im weitesten Verstande des Wortes, mit Einfluß der gesellschaftlichen Sprache der obern Klassen, ist allemal die Mundart der blühendsten Provinz, wo der gute Geschmack am meisten und allgemeinsten verbreitet ist. Folglich ist es die Hochdeutsche auch“ — sagt Herr Adelung auf der 25ten S. seiner Abhandlung: **was ist Hochdeutsch?**

Mir däucht, dieß sey nicht sowohl eine **Folgerung** aus seinen vorhergehenden Behauptungen, als die erste und einzige Grundlage derselben. Wie dem aber auch seyn mag, so wird dieser Satz schon durch diesen einzigen Umstand widerlegt, daß der blühende Zustand einer Stadt oder Provinz (denn es giebt einzelne Städte, die in dieser Betrachtung mancher ansehnlichen Provinz den Vorzug streitig machen) **eine zufällige und vorübergehende Sache ist.** In einem Umfang von etlichen Jahrhunderten kann die Reihe nach und nach an jeden Kreis des Deutschen Reichs kommen, und so müßte sich, diesem Grundsatz zu Folge, unsre Schriftsprache noch oft verändern. Auch möchte die Frage: welches seit fünf und zwanzig Jahren die blühendste Stadt oder Provinz in Deutschland gewesen sey, ohne Parteilichkeit so leicht nicht zu entscheiden, und weil die rationes dubitandi et decidendi unendliche Untersuchungen, Abmessungen, Abwägungen und Berechnungen zu erfordern scheinen, wohl in die

Klasse der Prozesse ohne Ende zu verweisen seyn. Wenn Volksmenge, Kunstfleiß, Handlung, Schifffahrt, Wohlstand, Reichthum, Pracht, Gelehrsamkeit, (und warum nicht auch Freiheit, die große Springfeder des Wohlstandes von Athen, Rom und Florenz, auf deren Beispiel Herr Adelung sich so oft bezieht?) mit Einem Worte, wenn der blühendste Zustand einer Stadt ihre Mundart zur Schriftsprache der ganzen Nazion machen soll: welche Deutsche Stadt hätte in unserm Jahrhundert einen gegründetern Anspruch an diese Ehre zu machen als Hamburg? — Oder (wenn ja die Vortheile eines großen Hofes in diesem Punkte die Vortheile der Freiheit zu Boden wägen sollen) warum sollte nicht die Mundart von Berlin die Gesetzgeberin der Hochdeutschen Sprache seyn? Und wie lange wird es noch währen, bis keine Deutsche Provinz der Oesterreichischen an allen Ursachen und Wirkungen des blühendsten Wohlstandes den Vorrang wird streitig machen können? Was die Welt nur bloß seit zwei Jahren mit Erstaunen gesehen hat, läßt unter einem Beherrscher wie Josef II. das Unglaublichste erwarten. Nach dem obigen Grundsatze wird also, aller Wahrscheinlichkeit nach, im Jahre 1800 die Oesterreichische Mundart — freilich um einige Grade verfeinert, aber doch immer Oesterreichische Mundart — die Deutsche Schriftsprache seyn, und die Sonnenfels und Denis, welche

die ihrige nach Ober-Sächsischen Mustern gebildet haben, wären dann (zu ihrem eignen Nachtheil) zu voreilig gewesen. Dafür wird es aber auch ihnen, und allen übrigen Schriftstellern, auf welche die Nazion seit vierzig Jahren stolz gewesen ist, nicht besser ergehen als den alten Minnesingern, deren Sprache vor sechshundert Jahren die Hochdeutsche Schriftsprache war — weil Schwaben damals die blühendste Provinz des Reichs ausmachte. Sie werden in wenigen Jahrhunderten für unsre Nachkommen seyn, was jetzt das Liet der Niebelungen für uns ist. Vergebens könnten sie sich damit trösten wollen, daß gleichwohl (nach Herrn Adelungs mehrmaliger Behauptung) jede Schriftsprache ein Werk des Geschmackes sey. Der Geschmack, der hier gemeint ist, ist eine eben so wandelbare Sache als der Wohlstand. Er hängt von der Verfeinerung der obern Klassen ab — und was kann wohl unbestimmters und wandelbarers seyn als die Verfeinerung der obern Klassen? Vor lauter Verfeinerung der obern und untern Klassen in Paris würde die Französische Sprache schon lange einem wieder ins Leben zurückkehrenden Schriftsteller aus Ludwigs XIV. blühenden Zeiten unverständlich seyn: wenn nicht noch immer Leute von Talenten gewesen wären, die sich dem Strome der Verfeinerung entgegengestellt, und ihre eigne Sprache und Schreibart, der Mode zu trotz, nach den Mustern jener

bereits veralteten Zeiten gebildet hätten. Dieß kann nun freilich bei den Franzosen Statt finden, bei denen es (wenigstens noch bisher) eine angenommene Sache ist: daß die reine Französische Schriftsprache aus den Werken der besten Schriftsteller des Jahrhunderts von Ludwig XIV. und derer, die sich in der Folge nach jenen gebildet, geschöpft werden müsse. Aber wenn bei uns Deutschen zum Grundsatz angenommen würde, die Mundart der höhern Klassen in der blühendsten Provinz müsse entscheiden, was Hochdeutsch sey: so würde nichts in der Welt jene furchtbare Verwandlung unsrer Sprache, die ich im Geiste vorher sehe, verhindern können. Zwar sagt Herr Adelung mit gutem Grunde: „so wie sich der Geschmack in einer Provinz verfeinert, so wird die schon vorhandene Schriftsprache nach und nach die Gesellschaftssprache der obern Klassen“ und dieß könnte unsern nach Unsterblichkeit dürstenden Schriftstellern noch einige Hoffnung machen. Aber diese Hoffnung wird leider durch das unmittelbare folgende sogleich wieder zu Boden geschlagen. Die schon vorhandene Schriftsprache nämlich wird in den besagten obern Klassen „nach dem Maße des steigenden Geschmacks und Wohlstandes verfeinert: und nach dieser Verfeinerung denn auch als Schriftsprache von den übrigen Provinzen angenommen“ u. s. w. Da der Wohlstand und Geschmack der obern Klassen ohne

Ende steigen können: so hat folglich auch die Verfeinerung der Sprache keine Grenzen: und da nichts willkührlicher ist als der Geschmack der Vornehmsten und Reichsten: so ist auch nichts willkührlicher als die Art, wie sie in Verfeinerung der Sprache zu Werke gehen. Es geht damit wie mit dem was in Kleidung, Putz, Bijoux, Hausgeräthe und dergleichen, Mode ist; und das Beispiel unsrer Nachbarn jenseits des Rheins setzt dieß ins helleste Licht. Immerhin mag also das künftige Oesterreichische Hochdeutsch auf die jetzt vorhandne Ober-Sächsische Schriftsprache gepfropft seyn: es wird nicht nur immer etwas vom Geschmack des wilden Stammes zurück bleiben; sondern dieses neue Hochdeutsch wird auch durch die unzähligen Stufen von Verfeinerung, durch welche es der Geschmack der obern Klassen in Wien, Prag, Linz, Klagenfurt, u. s. w. nach und nach hindurch führen wird, so lange modificiret werden, bis unser jetziges Hochdeutsch, zu dem was in zweihundert Jahren diesen Ehrennamen tragen mag, sich verhalten wird, wie das Hochdeutsch in Kaisersbergers Postille zu dem in Rabners satyrischen Schriften. — Ich gestehe, daß ich beinahe lieber in meine sehenden Augen ein Mißtrauen setzen, als glauben möchte, ein so einsichtsvoller Mann, wie der mit dem ich es hier zu thun habe, sollte diese Unbequemlichkeiten seiner Hypothese nicht so gut als irgend jemand gesehen haben. Indessen stehen seine

dürren Worte sichtbar da; und so angenehm es mir seyn wird, belehrt zu werden, daß sie einen bessern Sinn zulassen, so unmöglich ist mirs, vor der Hand einen andern darin zu finden.

2) Nur noch ein Wort über die obern Klassen im südlichen Chursachsen, auf deren Mundart und Geschmack Herr Adelung das echte Hochdeutsch einschränkt. „Wem noch einige Zweifel übrig bleiben sollten, daß unsre höhere Schrift- und Gesellschaftssprache in dem südlichen Chursachsen einheimisch ist, der komme und überzeuge sich durch den Augenschein. In keiner Provinz Deutschlands wird sie so allgemein, und in den Städten selbst in den untersten Klassen gesprochen, daher sie hier wohl nicht ein Fremdling seyn kann.“ — Ich wage es abermal kaum meinen Augen zu trauen. Die Sprache, die im südlichen Chur-Sachsen gesprochen wird, soll aus keinem andern Grunde das wahre Hochdeutsch seyn, als weil dieser kleine Theil von Deutschland die blühendste Provinz desselben ist, und weil der gute Geschmack schon vorlängst seinen Sitz darin aufgeschlagen hat — und falls jemand daran zweifeln wollte, so soll er kommen und sehen — und was? — daß man in Chur-Sachsen — Chur-Sächsisch spricht. Allerdings wird er dieß sehen, oder vielmehr hören; aber wird er auch sehen, daß die Mundart, die er dort in den obern und untern Klassen von den Meisten sprechen hören wird,

unsere höhere Schrift- und Gesellschaftssprache sey? — Dieß ist es eben was zu erweisen war.

Daß man in Chur-Sachsen von dem großen Haufen (d. i. bei weitem von der größern Anzahl) in den untern Klassen Beene und Kleeder und korschame Diener, so viel man nur will, zu hören bekomme, und daß eben dieser große Hause, unrein, und oft affektirt spreche, seine Provinzial-Ausdrücke habe, u. s. f. das gesteht Herr Adelung selbst in seiner zweiten Abhandlung S. 34 und 37 willig ein. Allein die obern Klassen! — „die müßte man gar nicht kennen, wenn man ihnen dergleichen zur Last legen wollte." — Aber was für eine Rangordnung sollen wir zu Hülfe nehmen, um die unbestimmten und unbestimmbaren Wörter obern und untern Klassen, recht ins Klare zu setzen? wo fangen diese an, und wo hören jene auf? Schreiber dieses hat viele Gelegenheit gehabt mit Kur-Sächsischen Herren und Damen, die ganz zuverlässig in die obersten Klassen gehörten, zu sprechen, — und unglücklicher Weise mußte er fast immer auf solche treffen, welche eine Ausnahme von Herrn Adelungs Versicherung machten, und (von den Beenen und korschamen Dienern nichts zu sagen) so viel Provinzial-Ausdrücke in ihre Sprache mischten, als die Personen ihres Standes größten Theils in allen übrigen Deutschen Provinzen zu thun pflegen.

Personen, welche viele Jahre zu Dresden oder überhaupt in Chur-Sachsen gelebt haben, versichern ihn, daß es ihnen eben so gegangen sey. Also nicht diejenigen, welche unrichtig und provinzialisch sprechen, sondern diejenigen, die immer reines echtes Hochdeutsch reden, sind für Ausnahmen zu halten: und das letztere wird, meines Wissens, nirgends in ganz Deutschland von den obern Klassen durchgehends völlig rein und richtig gesprochen; ja, nach unserer dermaligen Verfassung, kann es auch nicht wohl anders seyn, so seltsam dieses in den Ohren eines Ausländers klingen muß.

Was ich hier sage, gilt ganz besonders von den meisten Personen der obersten Klassen. Diese lernen ihr Deutsch größten Theils von den Wärterinnen, Kammerfrauen, Bedienten, u. dergl. und wie wenig noch bis auf diesen Tag bei Erziehung der vornehmen Jugend, in Sachsen wie im übrigen größten Theile von Deutschland, darauf gesehen werde, sie ihre Muttersprache rein und richtig sprechen und schreiben zu lehren, ist eine weltkundige Sache. Deutsch, denkt man, lernt sich, so viel man dessen vonnöthen hat, von selbst. Das Französische hingegen, welches beinahe an allen Deutschen Höfen und in allen Gesellschaften der obersten Klassen die eigentliche Hof- und Gesellschaftssprache ist, muß mit Fleiß erlernt, und wenigstens im Sprechen zum möglichsten Grade der Fertigkeit und Rich-

tigkeit gebracht werden. Da die Grenzen zwischen a, b, c, d, in den obern Klassen sehr schwankend sind, und d sich so eng als möglich an c, c an b, und b an a andrückt: so ist es sehr wahrscheinlich, daß es, in Residenzstädten wenigstens, auch in den Klassen die zunächst an die obersten grenzen, nicht viel besser mit der Deutschen Sprache stehen werde. Eine genaue Untersuchung der Sache ist schwer, wo nicht gar unmöglich. Aber wenn auch dabei auf die unwidersprechlichste Art heraus käme, daß in einigen Chur-Sächsischen Städten eine Mundart herrsche, die der dermaligen Hochdeutschen Schriftsprache weit näher komme als die Mundart irgend einer andern Provinz: so würde damit noch lange nicht bewiesen seyn, was Herr Adelung beweisen will; wie ich bereits hinlänglich gezeigt zu haben glaube. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert dachte doch niemand daran Hochdeutsch und Südlich-Chursächsisch für gleichbedeutende Dinge zu nehmen. Die meisten der beliebtesten Deutschen Schriftsteller dieser Jahrhunderte waren keine Chur-Sachsen; und die Lutherische Bibelübersetzung selbst, welche sonst immer ein klassisches Ansehen in dem protestantischen Deutschland behauptete, wird von Herrn Adelung in seinem Wörterbuche unzähliger theils Oberdeutscher, theils in Chur-Sachsen veralteter Redensarten überwiesen. Auch die besten und beliebtesten Deutschen Schriftsteller

13 31 13

dieses Jahrhunderts, bis auf die Zeit, da die Gottschedische Schule empor kam, waren keine Chur-Sachsen. — Im Gegentheil wird sehr leicht zu erweisen seyn, daß es größten Theils Chur- und Obersächsische Bücherschreiber waren, die den unausstehlichen Unfug, der mit Einmischung Lateinischer, Französischer und Italiänischer Wörter getrieben wurde, am meisten beförderten; so wie es nachmals meistens Chur-Sachsen von Gottscheds Zucht waren, die, um die Sprache theils von dem ausländischen Unrath, theils von dem sogenannten Lobensteinischen, Miltonisch-Bodmerischen und Hallerischen Schwulst zu reinigen, eine so geschmacklose und unkräftige Wasserbrühe daraus machten, daß sie weder zu Poesie noch Prose mehr zu gebrauchen war. Die Wenigen, die sich heut zu Tage der Gottschedischen Litterar-Geschichte und der unartigen Streitigkeiten mit den Schweizerischen Gelehrten Breitinger und Bodmer noch erinnern, wissen gar wohl, daß es Gottsched und seine erste eigentliche Schule war, die nichts für Hochdeutsch gelten lassen wollten, wenn es nicht solches Deutsch war, das alle Ladendiener und Jungemägde in Leipzig verstanden und sprachen; daß, nach der Schätzung dieses Mannes (den man neuerlich so unverdienter Weise wieder zum großen Wiederhersteller der Deutschen Sprache machen will) Schwarzens Aeneis und Schönaichs Hermann Meister-

stücke der Deutschen Sprache, und ein ganzer Troß von poetischen und prosaischen Schöpsen, deren Namen und Werke kein Mensch mehr kennt, die großen Lichter unserer Litteratur, — hingegen Haller, Bodmer, Kleist, Klopstock, Ramler, Lessing, u. s. w. Sprachverderber und Unsinnschreiber hießen; und daß, wofern es ihm möglich gewesen wäre, unsre Litteratur auf dem Grade von Geschmacklosigkeit und Bathos zu erhalten, wozu er sie herunter gebracht hatte, wir mit einer ziemlich reinen Chursächsischen Mundart, (so gut wenigstens als im Jahre 1740 von obern und untern Klassen in Leipzig gesprochen wurden) eine Litteratur hätten, um die uns gewiß keine Nazion bis ans Ende der Welt beneiden würde.

Die Rede ist hier bloß von der Frage, was ist Hochdeutsch? und ich glaube nicht, daß irgend eine Deutsche Stadt, so viele Vorzüge sie auch haben mag, Komplimente auf Unkosten aller übrigen von mir erwarten wird. Ich sehe leicht voraus, daß Herr Adelung (vermuthlich ganz wider seine Absicht) dem übelverstandnen Patriotismus in allen Deutschen Provinzen einen großen Tummelplatz eröffnet hat: und, sehr wahrscheinlich, wird die Sache in kurzem (wie es bei dergleichen Volkshändeln der gewöhnliche Lauf ist) mit

— stipitibus duris sudibusque praeustis

ausgemacht werden. Aber, was ich gewiß weiß, ist,

daß er, so wenig als ich, Lust haben wird, sich in Fehden von so handfester Art einzulassen. Ich meines Ortes bin weit davon entfernt, einer der vornehmsten Deutschen Städte, die sowohl in Ansehung ihrer weit ausgebreiteten Handlung und ihres, von seiner Stiftung bis auf diesen Tag, weltberühmten Musensitzes, als wegen der Kultur und feinen Lebensart ihrer Einwohner schon lange eine Zierde Deutschlands war, das mindeste von ihren Vorzügen und Verdiensten streitig zu machen. Wer wird ihr den Ruhm mißgönnen, eine unter den Städten zu seyn, wo unsre Sprache am schönsten gesprochen wird? Aber keiner ihrer Patrioten, so eifersüchtig er auch über ihren Ruhm seyn mag, kann sich beleidigt finden, wenn ich ihr ein Vorrecht abspreche, das ich keiner andern Stadt in Deutschland zugestehe.

3) Die Sprache ist eine Tochter des Bedürfnisses und ein Pflegekind der Geselligkeit; ihre Bildung und Bereicherung das Werk der Zeit; ihre Verschönerung die Arbeit des Geschmacks, und zu ihrer höchsten Vollkommnung müssen alle Musen vereinigt helfen. Die Schriftsprache einer großen Nazion, die aus dem Stande der rohen Natur durch alle Grade der Barbarei sich langsam, und bloß durch Nachahmung anderer, zu immer höhern Stufen von Kultur empor hebt, hat eine Reihe von Jahrhunderten nöthig, bis sie nur zu einigem Grade von Vollkommenheit ausgearbeitet ist. Eine Menge

günstiger Umstände (wie Herr Adelung sehr richtig behauptet) müssen sich hierzu vereinigen. Indessen sind und bleiben es doch ihre Gelehrten, und unter ihren Gelehrten, die Schriftsteller von Genie, Talenten und Geschmack, ihre Dichter, Redner, Geschichtschreiber und populäre Filosofen, die zu ihrer Bereicherung, Ausbildung und Polierung das Meiste beitragen; und diese Männer finden sich durch alle Provinzen der Nazion verstreut. Der Geschmack ist, so wenig als Verstand und Witz, an eine Hauptstadt, oder an die blühendste Provinz gebunden. Die Anlage dazu, das feinste Gefühl der Seele, ist ein freies Geschenk der Natur; die Entwicklung und Ausbildung, ein Werk glücklicher Umstände, vortrefflicher Muster, und eines langwierigen Studiums. Alles dieß kann sich in irgend einem unbekannten Winkel beisammen finden; und ein Schriftsteller kann aus der verborgensten Einsamkeit mit einem richtigern Geschmack hervorgehen, als er mitten in der feinsten und elegantesten Weltgesellschaft hätte erlangen können. Aber bis eine Nazion eine beträchtliche Anzahl sehr vortrefflicher Werke in allen Arten des Stils und der Komposizion aufzuweisen hat, mag das was man Geschmack nennt, unter ihren obern Klassen so fein und gut seyn als man will: ihre Schriftsprache ist doch immer erst im Wachsen begriffen, sie ist noch unvollendet, sie kann noch neue Wörter und Redenkarten auf-

nehmen, veraltete wieder ins Leben zurückrufen; der ganze Schatz der Sprache, von mehrern Jahrhunderten her, steht ihr offen; die Mundarten aller Provinzen gehören ihr zu, und sie kann daraus nehmen und gleichsam in ihren eignen Boden verpflanzen, was sie benöthigt ist, und was darin fortkommt. Erst alsdann, wenn sie mit Meisterstücken in allen möglichen Arten des Stils versehen ist, kann man, so zu sagen, ihr Wörterbuch als vollzählig annehmen, und eine feste Grenzlinie zwischen der allgemeinen Schriftsprache (welche zugleich die Sprache der guten Gesellschaft in allen Provinzen ist) und den besondern Mundarten der einzelnen Provinzen ziehen. Die guten Schriftsteller in jeder Schreibart entscheiden alsdann was Hochdeutsch in der höhern Redner- und Dichtersprache, was Hochdeutsch in der komischen Sprache, (die sich wieder in die edlere, launenhafte und burleske abtheilt) was Hochdeutsch in der Sprache der Wissenschaften und Künste, und was Hochdeutsch in der täglichen Gesellschaftssprache der obern Klassen ist. Jeder dieser Sprach-Distrikte (wenn ich so sagen darf) hat wieder sein eignes Gebiet, seine eigne Verfassung, Gesetz und Gerechtsame, so wie seine eignen Grenzen: und nur aus ihnen allen zusammengenommen [ent]steht die Schriftsprache einer durch Künste und

Wissenschaften gebildeten Nazion. Alles dieß ist, däucht mir, Natur der Sache, und bedarf keines mühsamen Erweises. Zur Erläuterung kann uns abermal die Französische Sprache dienen. Ungeachtet ein vielleicht allzugroßer Eigensinn des Geschmacks ihre Dichtersprache in weit engern Schranken hält, als man bei irgend einem andern Volke finden wird, so ist doch gewiß, daß ein sehr merklicher Unterschied zwischen der Sprache ihrer Tragödie und ihrer hohen Lyrischen Poesie, zwischen der Sprache der edlern Komödie, oder der guten Gesellschaft und der scherzhaften Sprache des sogenannten stile de Marot ist. Sprachrichtigkeit, Schicklichkeit und Eleganz sind bei ihnen, wie billig, wesentliche Erfordernisse einer jeden Sprach- und Schreibart: aber jede Schreibart hat darum nicht minder ihre eignen Befugnisse, die ihr niemand streitig macht. Es ist noch keinem Französischen Kunstrichter in den Sinn gekommen, die Sprache der Helden des Corneille und Racine schwülstig zu finden, weil ein Marschall von Frankreich lächerlich wäre, der an der Toilette seiner Dame oder im Vorzimmer des Königs sprechen wollte wie Mithridates, oder Burrhus: oder den Stil und die Sprache der Pucelle d' Orleans für barbarisch und geschmacklos zu erklären, weil kein Frauenzimmer von Lebensart sich wie die schöne Agnes Sorel ausdrückt.

Man sieht bereits aus dem bisher gesagten, was ich bei der sechsten, siebenten und achten Folgerung des Herrn Adelung zu erinnern habe.

So wenig ich ein unreinliches Gemengsel aller Mundarten, oder die Einmischung solcher Provinzialwörter, die in der allgemeinen Deutschen Schriftsprache bisher nie üblich gewesen, und für welche sich in derselben bereits gleichbedeutende allgemein verständliche Wörter finden, gut heißen kann: so wenig kann ich zu einer unbedingten Verdammung aller veralteten und Provinzialwörter meine Stimme geben; wiewohl ich gestehe, daß sich für die meisten von denjenigen, welche seit ungefähr zwanzig Jahren mehr oder weniger gäng und gebe worden sind, außer der launenhaften, komischen und burlesken Schreibart, (wozu noch diejenige kommen mag, welche sich für eigentliche Deutsche Volkslieder und Volksmährchen schickt, und ihren eignen, von jeder der eben genannten Schreibart verschiedenen Charakter hat) schwerlich ein anderer schicklicher Platz finden möchte. Indessen gilt auch hier die allgemeine Regel Quintilians: „alle Wörter (diejenigen, welche die Schamhaftigkeit beleidigen, ausgenommen) sind irgendwo die besten: denn zuweilen hat man auch niedrige und gemeine, (solche die sonst nur das gemeine Volk braucht) vonnöthen; und Wörter, die an einem andern Platze unanständig seyn würden,

werden schicklich und eigentlich, sobald sie an ihrem rechten Orte stehen." Dieser große Römische Kunstrichter verbietet zwar (und wer wird ihm darin nicht beipflichten?) dem Redner alle ungewöhnliche Wörter, alle zu kühnen Metafern, alle veralteten, oder nur der poetischen Freiheit erlaubten Redensarten: aber dieses Verbot bis auf die Dichter auszudehnen, fiel ihm nicht ein; vielmehr wird es über diesen Punkt immer bei dem Ausspruch eines Alten bleiben, dem noch niemand den feinsten Geschmack streitig gemacht hat:

— — oft wird ein Vers
Vortrefflich, bloß wenn ein alltäglich Wort
Durch eine schlaue Stellung unverhofft
Zum neuen wird. Wo neu entdeckte Dinge
Zu sagen sind, da ist's mit Recht erlaubt
Auch unerhörte Wörter zu erfinden,
Wenn diese Freiheit mit Bescheidenheit
Genommen wird. — —
Was kann der Römer einem Plautus und
Cäcil gestatten, daß Virgil und Varius
Nicht wagen durfte? u. s. w.
— — — Immer wars und bleibts
Erlaubt, ein ungestempelt Wort
Von gutem Korn und Schrot in Gang zu bringen u. s. f.

Viel abgestorbne Wörter werden wieder
Ins Leben kehren, viele andre fallen,
Die jetzt in Ehren sind, so wie der Brauch
Es fügen wird, bei welchem doch zuletzt
Allein die Macht, hierin Gesetz zu geben, steht.

Schriftsteller von Geschmack, d. i. von feinem, gelehrtem und sicherm Urtheilsgefühl des Schönen und Schicklichen, wissen immer am besten was sie zu thun haben, und wie weit sie gehen dürfen: fehlen sie aber, so kommt es einem wahren Aristarch (der dem Homer selbst nichts übersieht) allerdings zu, zu zeigen, wie, worin und warum sie das Schickliche verfehlt haben. Aber nie kann ihm die Anmaßung gestattet werden, willkührliche Gesetze zu geben, und dem Genie, dem Witz, der Laune, Fesseln anzulegen, so lange sie die Freiheit, das Element worin sie allein leben können, nicht auf offenbaren Mißbrauch ziehen. Dem Dichter sind die Worte — Farben, Rhythmen, und melodische Töne zugleich. Nach Herrn Adelung ist die Verständlichkeit die einzige Absicht der Sprache (Magaz. der Deutschen Sprache 1. St. S. 57.) Hätte er gesagt die erste, so wäre nichts dagegen einzuwenden: daß sie die einzige sey, wird ihm kein Dichter zugestehen. Der will und soll mit einer Sprache noch viele andre Absichten erreichen. Ein veraltet Wort, ein Provinzialwort,

wofür das sogenannte Hochdeutsche kein völlig gleichbedeutendes hat, ist zuweilen an dem Orte, wo ers braucht, gerade die einzige Farbe, die zu seiner bestimmten Absicht paßt, und wovon die Wirkung abhängt. Zuweilen ist das Oberdeutsche Wort um eine Silbe kürzer oder länger, oder hat andre Vokalen, andre Konsonanten, u. s. w. als das Hochdeutsche, und gerade dadurch erhält der Dichter den höhern Wohlklang eines Verses, die schönere Rundung einer Periode, u. s. f. Und wenn es denn überdieß ein Wort ist, daß Luther oder Opitz schon gebraucht haben: wer kann ihm zumuthen, daß er es bloß deßwegen verwerfen soll, weil es im südlichen Chur-Sachsen von 1740 — 60 nicht im Umlauf war?

Die vorstehenden beiden Aufsätze über die von dem berühmten Adelung vor achtzehn Jahren in seinem Magazin der Deutschen Sprache aufgeworfene und (wie es mir damals schien, und noch scheint) gar zu einseitig beantwortete Frage, was ist Hochdeutsch? — erschienen im November und December des Deutschen Merkurs 1782 unter dem Namen Musofilus, in Form von Briefen an den Herausgeber, wiewohl sie diesen selbst zum Verfasser hatten. Sie veranlaßten ein Paar polemische Abhandlungen im 4ten Stück des 1sten Bandes ge-

dachten Magazins, welche so beschaffen waren, daß Musofilus sie nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen glaubte. In der That schien es vielen unparteiischen Lesern, daß Herr Adelung in dieser kleinen litterarischen Fehde nicht kaltblütig genug geblieben sey, und den Schein, als ob er seinen Gegner ein wenig zu vornehm und übellaunig behandle, nicht genugsam vermieden habe. Indessen, da Musofilus in seiner (in den April des Deutschen Merkurs 1783 eingerückten) Antwort auch etwas wärmer geworden war als nöthig ist, und eine Verlängerung dieses Streits zu nichts mehr gut seyn konnte, trat der Herausgeber des Merkurs in seiner eignen Person, aber zugleich als Friedensstifter zwischen den streitenden Parteien, hervor, und erklärte sich über die Frage, worüber gestritten wurde, auf eine Art, die, wie wir glauben, aller Fehde billig ein Ende machen mußte. Wiewohl nun der sogenannte Nachtrag des Musofilus bloß darum, weil der Streit persönlich zu werden anfing, hier keinen Platz findet: so hat man doch für gut gefunden, dem besagten letzten Aufsatz, seiner guten Sentenz und der mehreren Vollständigkeit wegen, den wenigen Raum, den er hier einnimmt, nicht zu versagen.

III.

Musofilus hat, wie uns dünkt, sehr wohl daran gethan, daß er einen Streit abgebrochen, wobei man unvermerkt wärmer wird als man Anfangs werden wollte; und wobei, weil sich zuletzt doch immer Empfindlichkeit und Rechthaberei ins Spiel mischt, die Wahrheit gemeiniglich nicht viel gewinnt. Wie viel er mit seiner Appelazion an das Publikum gewinnen werde, weiß ich nicht; wenigstens bescheide ich mich gern, daß, nachdem er dieses Rechtsmittel auf seine Gefahr ergriffen hat, es mir weniger als jemals anständig wäre, mich zu einem Schiedsrichter in diesem Streit aufwerfen zu wollen. Indessen mag es doch erlaubt seyn, einen Vorschlag zur Güte zu thun, und zu versuchen, ob die Parteien nicht geneigt seyn möchten, beiderseits von der Strenge ihrer Forderungen so viel nachzulassen, als zu Bewirkung eines billigen Vergleichs nöthig ist. Ich habe um so viel mehr Hoffnung, diesen Versuch nicht vergebens zu thun, da es mich beinahe unmöglich dünkt, daß Herr Adelung und mein Pseudonymer Korrespondent, sobald sie sich

gelassen und freundlich gegen einander erklären wollten, am Ende nicht in der Hauptsache zusammen treffen sollten. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Herr Adelung durch einen sehr gültigen und patriotischen Beweggrund vermocht worden, die Frage: was ist Hochdeutsch? zu einer Frage aufzuwerfen, wo ihre Erörterung für unsre Litteratur nützliche Folgen haben kann. Die Freiheiten, welche sich die meisten Bücherschreiber seit ungefähr zehen Jahren mit der Sprache nehmen; die groben Fehler wider die Grammatik, wovon es in vielen neuen Büchern und Broschüren wimmelt; die überhandnehmende Anmaßung, sich über allen Sprachgebrauch und über alle Regeln wegzusetzen; kurz, die lächerliche und die ganze Nazion beschimpfende Sprachverwirrung, die daraus entsteht, daß nicht nur einige Magnaten unsrer gelehrten Republik, (die dem Volk hierin mit keinem guten Beispiel vorgehen) sondern beinahe jeder, der etwas drucken läßt, sich eine eigne Sprache, und eine eigne Unrechtschreibung macht — sind schon lange ein Greuel in den Augen aller gesunden Köpfe; und da es die höchste Zeit ist, diesen Mißbräuchen entgegen zu wirken: wem stand es besser an, die Hand an dieses löbliche Reformazionswerk zu legen, als dem Herrn Adelung?

Da nun die Sprachverwirrung, über welche seit einigen Jahren so viel Klagens ist, ohne daß gleichwohl der Sache abgeholfen wird, sondern das Uebel

vielmehr immer größer zu werden scheint, lediglich von den Schriftstellern herkommt: so war auch, aus diesem Grunde schon, nothwendig, daß Herr Adelung bei Beantwortung der Frage, was ist Hochdeutsch? oder, welches ist die Sprache deren sich die Schriftsteller zu bedienen haben? einen Grundsatz aufsuchte und fest setzte, wodurch die Sprache von der Willkühr der Schriftsteller unabhängig gemacht würde. Die Verwirrung schien ihm (mit Rechte, däucht mich) nicht anders aufhören zu können, als wenn die Schriftsteller aus dem gesetzlosen Stande, wo jeder thut was ihm beliebt, zu einem gemeinschaftlichen Panier zurückgerufen würden. Dieses fand er in der Obersächsischen Mundart, vornämlich wie sie von den obern Klassen des südlichen Chursachsens gesprochen wird. Seiner Meinung nach muß für jede lebende Sprache eine Hauptstadt oder wenigstens eine Provinz seyn (und natürlicher Weise ist es die kultivirteste und blühendste) welche gleichsam der Depositaire der Sprache ist; und wenn dieß auch von Deutschland gilt, welcher andre Kreis desselben könnte dem Obersächsischen diesen Vorzug streitig machen wollen?

Gleichwohl ist der Grundsatz des Herrn Adelung so wie er ihn in seiner Abhandlung vorgetragen und ausgedehnt hat, mit allen den Folgen, die er daraus

gezogen, so neu und unerhört, daß er (wie er selbst vorher sah) allen seinen Lesern außerhalb Chursachsen auffallen mußte. Verständige Männer, welche die regellosen Anmaßungen vieler neuern und neuesten Buchmacher eben so thöricht finden als er, aber auch die nachtheiligen Folgen des übertriebenen Purismus der Gottschedischen Sekte noch nicht vergessen haben, glauben, die Sprache des gesellschaftlichen Umgangs der obern Klassen im südlichen Chursachsen könne weder als eine hinlängliche noch zuverlässige Regel für alle Arten von guten Schriftstellern angesehen werden. Denn, wenn man auch sagen kann, wo diese obern Klassen anfangen! wer getraut sich wohl die Linie zu ziehen, wo sie aufhören? und wer scheut sich nicht vor dem Gedanken, den Geist der ersten Schriftsteller seiner Nazion in die engen Schranken der Gesellschaftssprache einer einzigen Stadt, und wenn es selbst die Hauptstadt des ganzen Reiches wäre, eingezwängt zu sehen? Was würde aus einem Aeschylus, einem Pindar, einem Aristofanes, geworden seyn, wenn sich die obern Klassen in Athen und Thebä eines solchen Vorrechts über den Genie ihrer größten Schriftsteller hätten anmaßen wollen?

Ohne Zweifel waren es Betrachtungen dieser Art, die unsern unter dem Namen Musofilus verborgnen

Korrespondenten zum Widerspruch gegen den Grundsatz des Herrn Adelung bewogen.

Allein, so wenig als es jenem einfallen könnte, die Sprache der Willkühr der Schriftsteller Preis zu geben: so gewiß halte ich mich, daß es Herrn Adelungs Meinung niemals war — wie ihn Musofilus beschuldigt — ohne alle Einschränkung und Ausnahme kein Wort, keine Redensart, keine Rede-Figur, keine Versetzung, keine Auslassung, keine Wendung u. s. w. gelten zu lassen, die man nicht in der täglichen Gesellschaftssprache der Personen von Erziehung und feinerer Lebensart im südlichen Chursachsen zu hören bekommt.

Er hat Recht, alle Arten von Mißbräuchen desjenigen, was, nach Horazens bekannter Regel, den Schriftstellern jederzeit erlaubt gewesen ist, zu rügen: aber seine Meinung kann nicht seyn, ihnen auch den sparsamen, klugen und zweckmäßigen Gebrauch dieser Vorrechte zu untersagen. Auch wird er schwerlich in Abrede seyn, daß unsere Litteratur, die erst seit vierzig Jahren sich zu heben anfängt, noch immer im Steigen ist; daß der gegenseitige Einfluß der lebendigen Sprache auf die Schriftsteller, und der Schriftsteller auf die Sprache, in der Natur der Sache so nothwendig gegründet ist: daß weder die

obern Klassen der blühendsten Provinz noch die Schriftsteller nach dreißig bis vierzig Jahren völlig eben dieselbe Sprache reden und schreiben, die ihre Vorfahren vor dreißig oder vierzig Jahren sprachen und schrieben: daß man also (wie Musofilus mit Recht zu behaupten scheint) die Hochdeutsche Schriftsprache noch nicht für ganz vollendet annehmen kann; und daß, so wie eine Menge fremder Wörter durch den Gebrauch

quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi.

einheimisch worden sind, eben so auch manche, die ehemals provinzial waren, durch den verständigen Gebrauch guter Schriftsteller Beifall gefunden haben, und aus der Schriftsprache unvermerkt in den Mund der Hochdeutschen gekommen und im Gebrauch geblieben sind.

Wir zweifeln nicht, daß wenn Herr Adelung sich über alles dieses näher erklärt haben wird, den zeitherigen Widersprechern gegen seine löblichen Bemühungen, Gleichförmigkeit und Ordnung in unsrer Schriftsprache wieder herzustellen, wenig oder nichts einzuwenden übrig bleiben werde.

Zu diesem Ende wünschen wir, daß es Ihm gefallen möchte sich über folgende Fragen ausführlicher und bestimmter vernehmen zu lassen:

1) Wie weit erstreckt sich das Recht, das die Schriftsteller (besonders diejenigen, welche nach der Bakonischen Abtheilung in die Klasse der Einbildungskraft gehören) über die Sprache haben, in sofern solche als eine geschmeidige Masse betrachtet werden kann, welcher sie die Empfindungen und Gedanken ihrer Seele eindrucken? Herr Adelung gesteht ihnen bereits nicht nur das Recht ein, sondern macht es ihnen (wie billig) zur Pflicht, in ihrer Sprache mehrere Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Auswahl zu gebrauchen als die gewöhnliche Gesellschaftssprache zuläßt. Welches sind nun die Grenzen dieses Rechts? Wie weit gehen die Obliegenheiten dieser Pflicht? Sollte Aufmerksamkeit und Auswahl das Recht des Dichters an die Sprache ganz erschöpfen? Sollte die Sprache des Lyrischen, Epischen, Tragischen und Komischen Dichters so schlechterdings in die Grenzen der gewöhnlichen Gesellschaftssprache Ober-Sachsens eingeschränkt werden können, wie Herr Adelung S. 85. seiner Antwort gegen Musofilus zn behaupten scheint?

2) Ist nicht, ungeachtet der beständigen Ebbe und Fluth, welcher die lebenden Sprachen unterworfen sind, unstreitig, sowohl was die Wörter selbst als die Art ihrer Zusammensetzung betrifft, in jede

Sprache etwas Beständiges, etwas das wenigstens durch den Gebrauch ganzer Jahrhunderte zum allgemeinen, festen und gleichsam geheiligten Sprachgebrauch geworden ist? Kann man nicht dieses Feste und Allgemeine in jeder Sprache, worauf sich ihre Regelmäßigkeit einzig gründet, die Natur der Sprache nennen? Und muß nicht diese Natur der Sprache schlechterdings jedem Schriftsteller heilig seyn?

3) Ist man hinlänglich begründet, ohne Ausnahme zu behaupten, daß alle veralteten, d. i. in der Obersächsischen Gesellschaftssprache außer Gebrauch gekommenen Wörter dieses Schicksal nur darum gehabt hätten, weil man sie entbehrlich gefunden? Können nicht eine Menge zufälliger Umstände daran Schuld haben, aus welchen man gegen den Werth dieser Wörter nichts beweisen kann? Und wenn sie auch in der gemeinen Gesellschaftssprache entbehrlich wären: sind sie es darum auch dem Schriftsteller von Geschmack, und besonders dem Dichter, der nicht selten in dem Falle ist, synonyme Wörter, die aber in sehr feinen Nüanzen von einander verschieden sind, nöthig zu haben? Hat man nicht in andern und in unsrer eignen Sprache Beispiele, daß dergleichen Wörter, die von guten Schriftstellern mit Wahl und Absicht wieder zurückgerufen worden, Beifall gefunden haben, und wieder

in Umlauf gekommen sind? Ist dieß nicht der Fall, wovon Horaz spricht:

Multa renascentur quae jam cecidere, cadentque
Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet
usus.

Und wenn dieß seine Richtigkeit hätte, wer wäre geschickter als Herr Adelung, uns entweder ein Verzeichniß derjenigen außer Uebung gekommenen Wörter, welche der Wiedereinführung würdig sind, zu geben: oder (was ein noch größeres Verdienst wäre) jedem derselben das übliche Hochdeutsche Wort, welches völlig eben dieselbe Bedeutung hat, entgegen zu stellen?

4) Gilt nicht eben das von vielen Wörtern, welche, wiewohl sie in der erhabensten Schreibart und in der edelsten Sprechart nicht brauchbar sind, dennoch deßwegen nicht ohne allen Unterschied für niedrig und unedel erklärt werden können, sobald Schriftsteller von Geschmack sie durch die Art, wie sie von selbigen Gebrauch gemacht, gleichsam geadelt und der Zulassung in die gute Gesellschaft fähig gemacht haben? und ists nicht dieß, was Horaz (dessen Brief an die Pisonen billig allen Dichtern und Kunstrichtern für ein Gesetzbuch gilt) im Sinne hatte, wenn er sagt:

Ex noto fictum carmen sequar, ut sibi quivis

Speret idem etc. — Tantum series juncturaque pollet,
Tantum de medio sumtis accedit honoris!

welches ich richtig so übersetzt zu haben glaube:

Aus lauter jedermann bekannten Wörtern,
Wollt' ich mir eine neue Sprache bilden, so
Daß jeder dächt' er könnt' es auch; allein
Wenn er's versucht, und viel geschwitzt und lange
Sich d'ran gemartert hätt', es doch zuletzt
Wohl bleiben lassen müßte. Lieben Freunde,
So viel kommt auf die Kunst des Farbenmischens an!
So viel kann dem Gemeinsten bloß die Stellung
Und Nüanzirung Glanz und Würde geben:

5) Sollten die Versuche, die von einigen unsrer
* neuern Schriftsteller hier und da gemacht worden, uns eine Art von launischkomischem Stil zu schaffen, der uns das wäre, was den Franzosen der Stile de Marot, worin Chaulieu, Hamilton, Voltaire, u. a. so vielen Beifall erhalten haben, — sollten diese Versuche mit hinlänglichem Grunde unter die geschmacklosen Thorheiten der nächstverfloßnen zwanzig Jahre gerechnet werden können? Und wenn Herr Adelung dieß (wie ich ihm zutraue) nicht behaupten wird: müßte dem Dichter von Geist und Geschmack, der in dieser Gattung sich

hervorzuthun fähig wäre, nicht gestattet werden, von dem ganzen Reichthum der Deutschen Sprache, und von allen ihren Dialekten zu Bildung dieser Art von launisch-scherzhafter Sprache mit Bescheidenheit und feiner Auswahl, Gebrauch zu machen? Einen höchst unglücklichen Versuch dieser Art haben wir vor einigen Jahren an den drei hübschen Mährchen gesehen, welche freilich keinen Beifall erhalten konnten, da der Verfasser ohne alles Gefühl des Schicklichen dabei zu Werke ging, und die Sprech- und Schreibarten von sechs oder acht Jahrhunderten auf eine Art durch einander sudelte, die jedem Leser von Geschmack ekelhaft seyn mußte. Unstreitig gehört ein Schriftsteller von den vorzüglichsten Gaben, und dem auserlesensten Gefühl dazu, um in einer Art von Poesie glücklich zu seyn, wo es schwerer ist, das nie zu viel und nie zu wenig immer zu beobachten, als in irgend einer andern, wenn man für ein Publikum arbeitet, das schwerer zu befriedigen ist, als das Römische zu Horazens, oder das Unsrige in unsern Zeiten. Aber, müßten einem solchen Schriftsteller nicht alle die Freiheiten gestattet werden, zu welchen ihn die Natur der Sache und sein Genie berechtigen? Und wenn (um nur ein einziges Beispiel zu geben) der allgemeine Beifall der Nazion Bürgers Lenore gekrönt hat: mit welchem Grunde könnte man dieses Meisterstück einer schönen

Volks-Romanze mit allen den elenden Nachahmungen der Kunstjüngerlein, quibus cacatum pictum est, in Einen Kessel werfen, und alles zusammen als geschmackwidrigen Unrath in den Ausguß schütten?

Die Titanomachie

oder

das neue Heldenbuch.

Ein burleskes Gedicht in so viel Gesängen als man will. 1775.

Erster Gesang.

Hoch auf der hohen Himmelsburg
Saß Jupiter der Demiurg,
Mit seinen Söhnen, Neffen, Vettern,
Allerseits unsterblichen Göttern,
Und ihren Frauen, hochgemuth,
Matronen mit ewig jungem Blut,
Zechten an einer Tafelrunde
Bis an die frühe Morgenstunde.
Dem Donnerer sein Ganymed,
Hebe den andern, den Nektarbecher
Oft füllen und fleißig kredenzen thät.
Die Götter Homers sind weidliche Zecher,
Halten auf pocula rorantia
Nicht halb soviel als auf spumantia.
Fehlt ihnen auch nicht, wie leicht zu denken,

An Kurzweil und an feinen Schwänken;
Denn, glaubt mir, ihr gravitätischen Herr'n,
Gescheidte Leute narriren gern.
Wundert ihn das, Herr Doktor Duns?
Will s ihm erklären, doch, unter uns;
Das macht, sie haben beim Nar ren
Mehr zu gewinnen als zu verlieren.
Sokrates in der Schellenkapp
Bleibt Sokrates, wird drum kein Lapp;
Nimm aber dem Esel sein Löwenvisir,
Da steht er und ist ein Müllerthier!

Die Götter lachen der menschlichen Sachen;
Kindsköpf' ereifern sich, Götter lachen;
Ursach warum? Weiß euch geschwind
Keine beßre als weil sie Götter sind.
Thätet ihr auf Jupiters Adler sitzen,
Würdet vor Bosheit oft donnern und blitzen,
Weil's hiernieden nicht immer so geht
Wie ihr's gern hättet und versteht.
Glaubt mir indeß, es ist so besser,
Ihr machtet, bei Gott! das Loch nur größer.
Der Schuster bei seinem Leisten bleib!
Und küsse jeder sein eigen Weib

Wie's ihm beliebt, nur's Weltkutschiren
Laßt seyn! ihr möchtet die Zügel verlieren,
Renntet wie toll über Stein und Stock,
Und müßtet doch endlich herab vom Bock.

Also, um wieder zur Sach' zu kommen,
Saßen, wie ihr bereits vernommen,
Die Götter in größter Lustbarkeit
Wie an Vulkans berühmter Hochzeit,
Wo jeder von seinen G'sellen dacht,
Er hätte selber Hochzeit gemacht.
Nektardunst füllte schon Leber und Hirn,
Alter und Weisheit entrunzeln die Stirn,
Minerva vergißt ihr trotzig Gesicht,
Verderbt den Spaß zum ersten Mal nicht;
Wird laut gelacht und frei gescherzt,
Die Nachbarin baß gedruckt und geherzt,
Der Freude gelassen freier Lauf
Und alles zum besten genommen auf.
Apollo und seine Musen neun
(Denn wer kann ohne sie fröhlich seyn)
Sangen, es ging durch Mark und Bein:
Auch tanzten um Amors Mutter her
Die Grazien ein Ballet von Nowär,

Schwammen und schwebten so lüstig daher,
Spielten so artig mit Füßen und Händen,
Und wußten so flink sich zu drehn und zu wenden,
Daß es der dicken Ceres beinah
Ergangen wär wie der Tuscia,
Als sie zu Rom den hübschen Schranzen
Bathylln thät sehen die Leda tanzen,
Wie Juvenalis in Satiris
Mit mehrerm uns berichtet dieß.

Nun höret an wie's weiter ging!
Da sie denn so beisammen saßen,
Schäkerten, lachten, tranken und aßen,
Und aller Weltsorge so ganz vergaßen
Als schwämme gar kein solches Ding
Wie unser Globus terraqueus
Im himmlischen Oceanus:
Spricht zu Nachbarin Arianen
Silen, das alte Nektarfaß:
Frau Nachbarin, welch ein Lärm ist das?
Hört ihr nicht meinen Esel yahnen?
Ich ließ ihn unten auf der Terraß;
Glaubt mir, er schreit nicht so zum Spaß. —
Krack! — alle Tausend! Was krachte da?

Ruft Meister Mulciber — es war ganz nah,
Aechzt zitternd die Mutter der Liebesgötter
Und kriecht schier in den Mars hinein;
Es kracht als schlüge das Donnerwetter
In alle Cedern des Pelion ein,
Schreit Bruder Bacchus. — Alle Götter
Laufen ans Fenster. Zevs allein
Bleibt ruhig auf seinem Sofa stacken,
Kneipt Ganymeden in die Backen,
Reicht ihm den Becher und, Junge, schenk ein!

Nun möchtet ihr, merk' ich wohl, verstahn
Was denn die Götter durchs Fenster sahn?
Wollt' daß ich gleich ein Maler wär
Wie Michel-Engel oder Homer,
Sollt m'r dann leicht seyn 'n G'mäld zu machen,
Daß euch vergehen sollt' das Lachen.
Aber non omnia possumus,
Sagt schon der weise Virgilius.
Käm' auch nicht viel heraus dabei
Wenn lauter Michel-Engel wären,
Müßten viel hübscher Pinslerei,
Viel Augen- und Herzenslust entbehren;
Hätten dann keinen Tizian,

Keinen Correggio, keinen Alban,
Hätt'n kein'n Rembrand kein'n Tintoret,
Keinen Dieterich, keinen Vernet,
Keinen Schalken, noch Gerhard Dow,
Van der Werf, Ostade, noch Watteau,
Auch keinen Greuze — wo käm' das hin?
Hätten's, beim Velten! schlechten G'winn!
Thät'n bei all den hohen Gesichten
Von Engelssachen und jüngsten Gerichten
Die Kinnlad auseinander gähnen,
Und uns nach Adrian Brower sehnen.

Doch, liebes Gäulchen, so kommen wir nie
An Ort und Stelle, mein gutes Vieh!
Mußt lernen fein auf dem Kühweg bleiben,
Nicht immer bald da, bald dorthin treiben.
Der Henker reit' auf diesen Fuß,
Wo man all' Augenblick wenden muß!

Was ich denn sagen wollt'! — Bildet euch ein,
Ihr führet in einer Barke fein;
Könnt sie meinthalben schnitzen, lackiren,
Herrlich vergülden, bewimpeln, verzieren,
Noch schmucker, als die Galee, worin

Vor Zeiten die schöne Zigeunerin
Kleopatra ihrem Antonius
Entgegen kam auf'm Cydnusfluß;
Möget auch lauter glatte Knaben
Und hübsche Mädchen zu G'spannen haben!
Köstlichen Essens und Trinkens viel,
Mit Flöten, G'sang und Saitenspiel;
Schwämmet so auf dem stillen Meer
Sorglos bei lieblichen Lüftlein einher,
Und wäret, trunken von Griech'schem Wein,
Vor lauter Wohlleben geschlummert ein;
Läg't da, wie weiland Endymion
In süße Träume geküßt von Mon:
Auf einmal weckt 'ch ein gräulich Getümmel,
Seht's ganze Schifflein im Gewimmel,
Zittern und Zagen und Zetergeschrei
Um und um, glaubt nicht anders als sey
Der liebe jüngste Tag vorhanden:
Höret das Klirren von Ketten und Banden;
Türken und Heiden mit großen Knebel-
Bärten und blankem gezücktem Säbel
Stürzen herein, haben's Schiff erstiegen,
Machen Nasen und Ohren fliegen,

Und schrei'n euch an: ergebt euch gleich,
Oder 's bleibt kein Gebein von euch!

Alles dieß stellt euch dar, so gut
Ihr's respektive vermögen thut,
Und fragt euch dann: wie wär mir z' Muth,
Schwebt' ich in einer solchen Fahr?
So wißt ihr wie's den Göttern war,
Als ihnen in ihrem Zeitvertreib
Die Riesen fielen auf den Leib;
Denn kurz, es war jetzt drum und dran,
Daß sie erstiegen den Himmelsplan.

Dieß wundert euch, wie ich merken thu,
Denkt, wie kommen die Riesen dazu?
Möchtet durch jede Kategorie,
Wie billig, wissen warum und wie?
Geduld — nur 'n halb Schock Jährchen lang,
Sollt alles vernehmen im zweiten G'sang.

Anmerkungen.

Theages.

S. 32. Virtuoso war in dem Sinne des Grafen Shaftesbury das, was die Griechen einen Kalokagathos nannten, den, welcher mit dem Guten das Schöne in sich vereinigte.

S. 34. Der heilige Hieronymus so viel Schönes zu sagen weiß — Dieser Heilige hatte beinahe während seines ganzen Lebens gewaltige Kämpfe mit dem Teufel der Unkeuschheit, und eben deßwegen drang er so sehr auf ein keusches Mönchs- und Nonnen-Leben. Die Nonnen sollten auf Erden schon Engel werden, und man erräth nun, warum seine Phantasie in der Schilderung von dem Zustande derselben sich so ungemein gefiel.

S. 35. Katharina von Siena — Das Leben dieser mystischen Nonne, ein förmlicher geistlicher Liebesroman, der mit einer Vermälung mit dem höchsten Gegenstand ihrer Liebe endigt, dürfte nicht sonderlich geeignet gewesen seyn den heiligen

Stand der ewigen Jungferschaft ganz rein zu bewahren. Dieß eben will aber auch Wieland hier andeuten, und ich will nur aufmerksam darauf machen, daß sich in Schilderungen dieser Art bereits im Jahre 1760 Ironie bei ihm einmischte.

S. 37. Elisa Rowe — Die engländische Dichterin, deren Briefe Wielanden die Veranlassung gaben, seine Briefe von Verstorbenen an ihre hinterlassenen Freunde zu dichten.

S. 40. Roman des Bischofs Heliodor — Der Phönizier Heliodor, der gegen Ende des vierten Jahrhunderts lebte, und Bischof zu Trikka in Thessalien wurde, hatte in früheren Jahren einen Roman in 10 Büchern unter dem Titel Aethiopika geschrieben. Wir haben ihn übersetzt unter dem Titel Theagenes und Chariklea, und so kann sich gegenwärtig jeder überzeugen, daß derselbe Wielanden sowohl bei seinem Agathon als seinem Oberon vorgeschwebt hat.

S. 45. Wirkungen eines Gedichts, in welchem die Tugend in Beispielen sichtbar wird — Diese Materie, worüber der Verfasser damals noch wie Bodmer dachte, ist seitdem durch schärfere und nicht so persönlich dabei betroffene Denker in das gehörige Licht gesetzt worden. Ein Gedicht, in welchem die Tugend in Beispielen sichtbar wird, kann auf zweierlei Art gute Wirkungen (wie hier genennt wird) thun: entweder durch die

bloße Kraft der Beispiele selbst, und in diesem Falle kommt nichts auf die Rechnung des Dichters als die Wahl seines Stoffes, durch welche allein er weder ein Dichter, noch ein vortrefflicher Dichter wird: oder durch den Reitz der Dichtkunst, d. i. die Schönheit des Gedichtes an sich selbst, und diese ist von der Wahl des Stoffes und der sittlichen Güte oder Nützlichkeit desselben unabhängig. Ein Kunstwerk hat, als solches, seinen Zweck in sich selbst; es verdient diesen Namen nur, oder ist nur alsdann was es seiner Natur nach seyn soll, wenn es schön ist; ob und in wiefern es auch nützlich seyn soll, wird durch ein anderes Gesetz bestimmt, von welchem zwar der Gebrauch der Kunst, aber nicht die Kunst selbst abhängt. W.

[Was diese Süjets für die bildende Kunst betrifft, so sehe man darüber in den Miscellaneen die Anmerkungen zu dem Aufsatze: Auch die Griechen hatten ihre Teniers und Ostaden.]

S. 45. Eine Sittenlehre in allegorischen Gemälden u. s. w. — Um diesen Zweck erreichen zu können, müßten solche Gemälde in einem ungewöhnlich hohen Grade vollkommen seyn; bedürften gleichwohl eines sehr scharfsinnigen Sokratischen Mentors zum Ausleger, und würden — am Ende doch nur wenig Frucht bringen. W.

S. 48. Thomsons Lavinia, in seiner Schilderung des Herbstes.

S. 55. Astroa oder Astrua — Sängerin aus Turin, die im Jahr 1747 zu Berlin, gleich nach ihrer ersten Probe, von Friedrich dem Großen mit einem Gehalt von 6000 Thalern als Hofsängerin angestellt wurde.

S. 56. Klarissa und Henriette Byron — Personen aus Richardson's Romanen, die damals so viel gelesen wurden als jetzt die von Walter Scott.

— S. 63. Die Statuen des Dädalus hatten nach der gemeinen Sage die Eigenschaft, sich bewegen zu können, welche Sage daher entstanden war, weil Dädalus die ersten Statuen mit nicht mehr an einander geschlossenen Füßen bildete.

S. 66. Seneka hat sogar das Herz u. s. w. — Est aliquid, sagt er, quo sapiens antecedat deum; ille naturae beneficio non timet, suo sapiens.

S. 69. Porus und Penia — Ueberfluß und Dürftigkeit.

Ueber das Verhältniß des Angenehmen und Schönen zum Nützlichen.

S. 78. Horaz behauptet u. s. w. — Gleich zu Anfange des zweiten Briefes im ersten Buche.

S. 78. Krantor gehörte zu den vorzüglichsten Lehrern der Platonischen Schule (Akademie), —

Chrysippos wurde für die Stütze der Stoischen gehalten.

S. 80. Dieß letzte that Sokrates — S. das siebente Kapitel im 3ten Buche der Sokrat. Denkwürd. Xenofons. W.

S. 86. Palladio — Ein berühmter Baumeister des 16ten Jahrhunderts und Schriftsteller über Architektur, aus Vicenza gebürtig.

S. 86. Von den drei Klötzen u. s. w. — Pausan. 9. 38. — Daß Praxiteles, berühmt durch seine Venusstatuen und seinen Amor, auch die Grazien gebildet hätte, weiß ich nicht; von allen seinen Werken rühmte man aber, daß sie durch Grazie sich auszeichneten.

Sendschreiben an einen jungen Dichter.

I.

S. 93. Kamoens (Luis de), geb. zu Lissabon 1517, der durch sein großes episches Gedicht, die Lusiade, sein Vaterland feierte, ließ, um sein Leben zu fristen, einen treuen Sklaven des Nachts betteln, und starb 1579 im Hospital. Funfzehn Jahre nachher ward ihm ein prächtiges Denkmal errichtet.

S. 95. Die Musenwuth — ἡ απο Μουσων μανια. W.

S. 95. Zarte — — Seele u. s. w. — ψυχην ὑπαλην και αβαπτον. W.

[Wielands ausführlichere Erläuterung der Stelle in Platons Fädros, auf die er hier anspielt, sehe man in seinen Anmerkungen zu Horazens Brief über die Dichtkunst S. 263—266.]

S. 100. Herr Klinggut— S. dessen Episteln. Erstes Heft. S. 22. u. f. W.

S. 103. λαθε βιωσας — Sey verborgen, so wirst du leben; qui bene latuit, bene vixit.

S. 103. Der unbemerkte schmale Pfad u. s. w. —

Fallentis semita vitae. Horat. Ep. 18.

S. 105. Die Louisd'or und Zuckermandeln —

Und seine Louisd'or? Da steht's nun auch so so!
Mit Groschen hört man bei der Wasserflasche
Wohl einen Dichter in der Tasche
Noch klimpern, wenn er eben froh
Sein Schweißgeld zählt; doch Gold — ho! ho!
Ein Böhmisch Dorf! Nein, Gold und Zuckermandeln,
Konfekte, Wein und Ordensband
Sind unser einem nur dem Namen nach bekannt.
Episteln, S. 21.

S. 105. Ferney — Voltaire's Schloß in der Schweiz, um welches sich, als er es besaß, beinah eine kleine Stadt gebildet hatte.

S. 108. Grand-Diable — Der große Teufel, wurde zu Paris ein ausgezeichneter Balletttänzer — ich weiß nicht welcher — genannt.

S. 113. Horazens Methode einschlagen — Im 19ten Briefe des ersten Buchs:

— — Ich gebe mir
Nicht die geringste Müh, die hohlen Stimmen
Des Pöbels unsrer leichten Dichterlinge
Und windigen Entscheider zu erjagen.
Ließt einer unsrer angesehenen
Schriftsteller irgendwo mit großem Pump
Ein neues Werk, so — weiß ich nichts davon,
Und bin nicht da, um mitzuklatschen, oder mich
Zu seinem Herold und Verfechter gegen
Den Zoilus dienstfreundlich aufzuwerfen;
Bin weder Haupt noch Glied von einem Klub,
Und würd'ge unsrer hochgelahrten Meister
Der freien Künste keinen, mich zu seinem Stuhl
Zu drängen, oder seinen Beifall zu briguiren.

Wieland hat die drei Verse des Originals, wie man sieht, zu eigner Herzenserleichterung benutzt, und in der Einleitung fügt er noch Folgendes hinzu:

„Witzling und Kennerling, Dichterling und Leserling, sind von jeher Korrelata gewesen, der

eines sich in dem andern spiegelt, und eines des andern werth ist; und so groß auch, aus mancherlei Ursachen, die innerliche Zwietracht des Reichs der Dummheit ist: so ist doch immer etwas, das sie, bei jeder Gelegenheit, gegen den gemeinschaftlichen Feind unter Eine Fahne vereinigt. Daher die mancherlei Kotterien und Bureaux d' esprit, worin man für oder wieder einen berühmten Mann Partei machte, und wo man Abrede nahm, wie viel oder wenig Werth man auf ein neuerschienenes Werk legen wollte; wo es schlechten Schriftstellern nie an Mitteln fehlen konnte, sich Bewundrer und Beschützer zu erwerben, und nur die guten, die solcher Unterstützungen nicht nöthig zu haben dachten, sich unvermerkt ohne Freunde, und dem unverständigen oder hämischen Tadel eingebildeter Kenner, die sich verachtet, oder kleiner Nebenbuhler, die sich verdunkelt glaubten, preis gegeben sahen.

S. 115. Der große König sich — — mit dem Verdienste begnügte u. s. w. — Friedrich der Große fand freilich in der Zeit seines Aufblühens in der Deutschen Litteratur wenig vor, was ihn hätte anziehen können; in seinem Zeitalter aber blühte diese immer schöner auf, und daß es dem großen Könige nicht an Gelegenheit fehlte, damit bekannt zu werden, beweist sein eben jetzt wieder gedrucktes Gespräch mit Gellert. (Gellerts Briefwechsel mit Dem. Lucius, Leipz. 1823.

S. 632. fqg) Er nahm indeß keine Notiz davon. Das war seine Sache, und geht niemandem etwas an. Daß er aber gegen Ende des Jahres 1780 die Schrift herausgab: De la Littérature allemande, des défauts qu'on peut lui réprocher; quelles en sont les causes; et par quels moyens on peut les corriger, dieß verdiente allen den Tadel, den es erfuhr, weil Friedrich doch auch getadelt, was kennen zu lernen er sich nicht die Mühe gegeben hatte. Schon im Jahre 1752 hatte Klopstock ausgerufen (an Gleim, Oden Bd. 1. S. 130.):

Sagt's der Nachwelt nicht an, daß er nicht achtete,
Was er werth war, zu seyn!

und ich weiß nicht, ob das, was Dohm hierüber entschuldigend beibringt (Denkwürdigkeiten Bd. 5 S. 155.), die Sache nicht noch schlimmer mache. — Uebrigens ist's eine ganz andere Frage, ob nicht Friedrichs bloß negatives Verhalten zur Deutschen Litteratur dieser ungleich förderlicher gewesen sey als alles, was er sonst hätte thun können.

II.

S. 130. Einem höhern Zweck den geringern wissentlich aufzuopfern — Zum Bei-

spiel. Ein poetisches Gemälde (es sei nun darin um die Darstellung einer Naturscene oder eines Charakters oder einer Leidenschaft zu thun) kann, der Natur des Gegenstandes gemäß, und also vermöge des bestimmtesten Eindrucks, den der Dichter machen will, eine gewisse Austerität im Ton des Ganzen erfordern, die zuweilen mit dem wenigsten Nachtheil der übrigen Zwecke, am schicklichsten durch einige Härte in der Sprache und Versifikazion erhalten werden kann. Oder diese Härte kann zu Charakterisirung einer gewissen Figur des Gemäldes, oder zu Bewirkung eines Kontrasts oder einer feinen Schattirung nothwendig seyn, u. s. w. Eilfertige Kunstrichter die doch auch zeigen wollen, daß sie zu tadeln wissen, schwatzen oft von Härte, oder bezeugen auch wohl eine sehr höfliche Verwunderung, wie ein Dichter, der sonst in dem Rufe des Gegentheils steht, in einen solchen Fehler habe fallen können; und sehen nicht (was Kunstrichter doch sehen sollten) daß der Mann den vermeinten Fehler mit sehenden Augen begangen, und sich vielleicht wohl gar rechte Mühe gegeben hat, ihn zu begehen.

W.

S. 132. Abraham della Palpa — Dieser Portugiesische Jude starb vor einiger Zeit auf seinem Landgut ohnweit besagter Stadt im hundert und vierzigsten Jahre seines Alters, und verordnete, aus Mangel näherer Erben, daß seine in dreihundert

tausend Pfund Sterling bestehende Verlassenschaft an Werke der Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit, ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der Religion und Sekte, verwendet werden sollte. W.

S. 134. Unsers Brockes — Alle hier angezogene Brockische Stücke befinden sich im ersten Theil seines irdischen Vergnügens in Gott, wo man überhaupt seine besten Sachen suchen muß. W.

S. 138. Ihm schlug sein Herz — Man hört die Art, wie es empor schlägt — stark und langsam — in diesen vier auf einander folgenden einsilbigen Wörtern, deren jedes eine lange Silbe ist. W.

S. 140. Sprache sey — — melodiöser — Ich nenne eine Sprache melodiöser als eine andre, wenn sie sich allen Arten von Melodieen, besonders den leichten und gefälligen, williger anschmiegt, und gleichsam von selbst in Melodie hinfließt — welches von der Wälschen im eigentlichsten Verstande gesagt werden kann. W.

S. 141. Temperirt das Schwerfällige — Und wie viel würden wir erst an Sanftheit gewinnen, wenn die Art, wie die Niedersachsen unser häßliches Pf und Sch aussprechen, so allgemein würde als sie es zu seyn verdient? W.

S. 148. Difficilis etc. —

Schwer zu befried'gen, hat er immer was
Zu klagen, ist der ew'ge Leichenredner
Der weiland guten Zeiten, da er noch
Ein Knabe war, der ew'ge Censor und
Zuchtmeister aller jüngern, die jetzt sind
Was er, zu seiner Zeit, gewesen war.

Horaz. Episteln 2. Theil S. 215.

S. 150. Ein Tragödiendichter in Prosa — Ich theile sogleich noch eine andre Erklärung Wielands über diesen Gegenstand mit. Im Jahre 1792 schrieb er:

„Ich weiß nicht, wer unter dem großen Kunstrichter gemeint ist, den das Vorurtheil der Autorität verleitet haben soll, zu behaupten: das Trauerspiel in Versen sey (vermuthlich, wenn alles übrige gleich ist?) vollkommner als in Prosa. Ich, meines Orts, den bloß der Umstand, daß ich mich schon über vierzig Jahre selber mit den Musenkünsten abgegeben habe, verleitete, gelegentlich meine Gedanken über Gegenstände der ästhetischen Kritik zu sagen, bekenne gern, daß ich jener Meinung immer beigethan gewesen bin; und dieß (wenn ich anders recht weiß was in mir vorgeht) nicht aus Ansehen auf irgend jemandes Person, sondern aus einem Grunde, der mir so lange, bis das Versemachen durch irgend einen allgemeinen Konvent des menschlichen Geschlechts auf ewig

abgeschafft seyn wird, unwiderleglich scheint, — nämlich eben darum, warum ich dafür halte, daß das epische Gedicht, die Ode, die Elegie, das Hirtenlied, die Erzählung, ja sogar das Epigramm, caeteris paribus, in Versen vollkommner ist als in Prosa. Gern will ich mich des Gegentheils belehren lassen, falls ich mich mit den Erfindern und größten Meistern der dramatischen Kunst hierin irren sollte: aber dazu werden schärfer beweisende Gründe nöthig seyn, als solche, die mir auf sehr unbestimmten und nicht genug entwickelten Begriffen zu beruhen scheinen. Der Grund, warum Personen, die sich in Versen unterreden, im epischen Gedichte dem Geschmack unanstößig sind, soll darin liegen, weil in der Epopöie alles, nicht wie es in der wirklichen, sondern wie es in einer ganz idealischen Welt vorgeht, vorgetragen werde. Wenn dieß auf die Ilias und Aeneis angewendet werden sollte, so käme heraus, daß man den Dichtern hier eine Entdeckung gemacht hätte, von welcher sich wohl keiner jemals etwas träumen ließ; denn bisher haben wir alle ohne Ausnahme geglaubt, gerade das, was in den epischen Werken dieser großen Meister dramatisch ist, die Reden und Dialogen, seyen auch das Natürlichste, mit dem ordentlichen Gange der menschlichen Dinge Uebereinstimmendste in den besagten Werken. Das Proton Pseudos scheint daher in der Unbestimmtheit dessen, was man unter der wirklichen und einer ganz idealischen Welt versteht, zu liegen. Soviel ich

weiß, ist die Welt, worin die Handlungen der Ilias und Odyssee vorgehen, nicht idealischer als die Welt des Sophokles und Euripides; und wenn die geschmackvollesten Griechen nichts Anstößiges daran fanden, daß Philoktetes in Versen wehklage, in Jamben mit Ulysses und Neoptolemos spreche, so kam es bloß daher, weil sie nicht anstößig fanden, den Achilles und Agamemnon einander in Hexametern ausschelten zu hören.

Kurz, Tragödie und Komödie sind immer für poetische Kunstwerke gehalten worden, und so lange sie das sind, wird die Versifikazion an einem solchen Werke eine Vollkommenheit mehr seyn, an welcher, in so fern wesentlichere Vollkommenheiten nichts darunter leiden, sich kein Mensch von Geschmack jemals stoßen wird; und eben so wenig kann durch dieselbe, wofern der Dichter uns sonst zu täuschen und zu rühren und der Schauspieler zu sprechen weiß, Täuschung und Rührung das geringste verlieren; wie die Erfahrung längst bestätigt hat.«

III.

S. 154. Ayrenhofs Postzug — Unter dem Wenigen, was Friedrich der Große von unserer Litteratur kannte, war dieses Lustspiel, von welchem er

in der genannten Schrift urtheilte, daß Moliere den Gegenstand nicht besser behandelt haben würde.

S. 163. Göthe's Theaterstücke kann ich nicht gut heißen — Doch wohl den sehr regelmäßigen Klavigo ausgenommen? W.

[Man erinnere sich übrigens, daß, als diese Briefe geschrieben wurden, Göthe's Werke bei Göschen noch nicht erschienen waren, und daß Schiller eben erst mit seinen frühesten Stücken auftrat]

S. 166. Meister Panglossens Lieblingssatz, den die Leser in Voltaire's Candide oder von der besten Welt finden.

S. 172. Daß eine ganze Nazion das lebhafteste Wohlgefallen u. s. w. — Da die Anzahl der Dissenzienten gegen die Majorität sich kaum wie eins zu hundert verhält, so sieht man wohl, daß sie hier gar nicht in Betrachtung kommen kann. W.

S. 175. Regeln — — lokal waren — So gründet sich, zum Beispiel, die Regel der Einheit des Ortes (deren Aristoteles nicht einmal erwähnt hat) bloß darauf, daß in der alten Tragödie der Chor, der immer auf dem Theater blieb, ein wesentlicher und unentbehrlicher Theil des Schauspiels war: wo er dieß nun nicht ist, da ist auch kein hinlänglicher Grund, diese Einheit zu einem Gesetze zu machen. W.

[Man vergleiche in den Miscellaneen den Artikel Chor.]

S. 177. Fehler — — die dem wahren Zweck der Schauspiele zuwider sind. — Dergleichen sind die Erregung solcher Erschütterungen, die, ohne einige Beimischung von Vergnügen, bloß Ekel, Grauen und peinliche Beklemmung verursachen — oder Aufstellung solcher Narren, dergleichen man allenfalls nur in Tollhäusern findet, und solcher Bösewichter, die man sich nur als eingefleischte Teufel möglich denken kann — die Ueberladung mit Episoden, unter welchen die Hauptfiguren erdrückt werden, u. s. w. W.

Was ist Hochdeutsch?

Adelung eröffnete mit Beantwortung dieser Frage im Jahr 1782 sein Magazin für die deutsche Sprache, hierauf folgte sogleich der Aufsatz: Von der Nieder-Hochdeutschen Mundart und von Obersächsischen Sprachfehlern, und der fünfte Aufsatz: Auch etwas von der Deutschen Litteratur führte auf denselben Gegenstand zurück. Gegen Wielands Aufsatz erschienen im 4ten Stück jenes Magazins zwei Aufsätze Adelungs

(S. 79. fgg.), und in des zweiten Jahrganges erstem Stück: Gesammelte Zeugnisse für die Hochdeutsche Mundart. Im zweiten Stücke lieferte v. Blankenburg einen Aufsatz über Deutsche Sprache und Literatur, welchen Adelung mit Anmerkungen begleitete. Der Ausfälle wurden viele gegen Adelung gemacht, von denen allen ohne Zweifel der stärkste der von Voß war, in seiner Recension des Adelungschen Wörterbuchs der Hochdeutschen Mundart in der Jen. allgem. Lit. Zeit. vom Jahr 1804.

I.

S. 192. Gegen eine Behauptung des Herrn Hemmers. In seiner Deutschen Sprachlehre (Mannh. 1775.) hatte dieser gesagt: „So verschieden und streitend auch alle Deutsche Mundarten sind, so gehet doch eine gewisse Art zu reden in Deutschland im Schwange, die überall verständlich, überall in Hochachtung ist. Diese bindet sich an keine besondre Mundart, sondern nimmt das Gewöhnlichste und Beste aus allen Mundarten heraus. Das ist also eine ausgesuchte Sprache, eine auserlesene Mundart, welche billig den erhabenen Namen

der Hochdeutschen verdient." Adelungs wörtliche Erklärung hingegen ist: „Unser gegenwärtiges Hochdeutsch, d. i. diejenige Deutsche Mundart, deren sich alle deutsche Schriftsteller in ihren Schriften bedienen, ist nichts anders als die gewöhnliche Gesellschaftssprache Obersachsens in den obern Klassen, welche von hier zu den Schriftstellern ausgegangen ist, und sich von der Schriftsprache in nichts unterscheidet, als daß diese mehrere Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Auswahl nicht allein verstattet, sondern auch erfordert, als der schnell vorübergehende mündliche Ausdruck." Hätte Adelung, dem es, bei sonst unbestreitbaren Verdiensten, an poetischem Sinn mangelte, nicht den wunderlichen Eigensinn gehabt, auf einen historisch wahren Satz ein, die vorzüglichsten Schriftsteller beleidigendes und die Sprache selbst beeinträchtigendes, Privilegium zu gründen, und sich dadurch eine unleidliche Diktatur in die Hände zu spielen; so würde vielleicht auch Keinem eingefallen seyn, ihm die historische Wahrheit selbst zu bestreiten. Hierin hat man von der andern Seite eben so gefehlt, wie Adelung auf seiner Seite.

S. 194. Die von Gottscheden gereinigte Sprache — Der Hamburgische Patriot und die Zürchischen Sittenmaler, die zu einer Zeit, da Gottsched noch ein unbedeutender Magister war, ihm schon so viel vorgearbeitet hatten, kommen also nicht in Betrachtung? und der

wäßrigste, nachlässigste, geist- und geschmackloseste aller Deutschen Skribenten unsers Jahrhunderts soll noch immer im usurpirten Besitz der Ehre, die Sprache hauptsächlich gereinigt zu haben, erhalten werden? W.

S. 197. Ich habe darum alles übergangen u. s. w. — Hierüber beklagt sich indeß Adelung wohl nicht mit Unrecht, und man muß daher seine Gründe, wie er sie in der Entgegnung zusammengestellt hat, (S. 83. — 92.) allerdings der Prüfung unterwerfen. In dem Aufsatz, welchen Wieland nicht mit aufgenommen hat, erklärt er sich hierüber so: „Daß die Mundart der Stadt Rom die Mundart der Stadt Rom war, ist sehr natürlich: und daß die römischen Schriftsteller römisch schrieben, ist's auch: ich sehe aber nicht, was dieß für Deutschland beweisen soll. — Daß die Mundart der Stadt Athen die allgemeine Schriftsprache der Griechen gewesen sey, wird Herr Adelung doch wohl nicht behaupten wollen? — Also beweißt auch diese nichts für ihn. Was die Toskanische betrifft, so ist bekannt, daß die ersten und besten Schriftsteller Italiens im 13ten und 14ten Jahrhundert Toskaner waren, und dieß allein erklärt auf eine sehr natürliche Art, wie die Toskanische Mundart zur herrschenden Schriftsprache Italiens werden konnte. Ich hatte also wohl so Unrecht nicht, zu sagen: das Beispiel der Attischen, Römischen und Toskanischen

Sprache entscheide hier nichts." Mir scheint, daß von beiden Seiten der wahre Gesichtspunkt verrückt worden sey. Adelung hatte Recht in dem, was gewesen war, Unrecht aber in der seltsamen Behauptung, daß es so bleiben müsse. Unsre Sprachforscher und Sprachlehrer, die Radloff, Kolbe, Grimm u. s. w. lassen solche Einseitigkeiten nicht mehr aufkommen.

II.

S. 220. Die schon vorhandene Schriftsprache — wird — Gesellschaftssprache — Und welche andre hauptsächliche Ursache läßt sich davon angeben, als das Lesen der besten Bücher die in dieser Schriftsprache geschrieben sind? W.

S. 232. Die allgemeine Regel Quintilians — Omnia verba, exceptis de quibus dixi (separum verecundis) sunt alicubi optima: nam et humilibus interdum et vulgaribus opus est, et quae in cultiore parte videntur sordida, ubi res poscit propria dicentur. Instit. orat. X. c. I. W.

S. 233. Verbietet zwar dem Redner u. s. w. — Ibid. IV. c. I. W.

S. 233. Oft wird ein Vers vortrefflich u. s. w.

Dixeris egregie, notum si callida verbum
Reddiderit junctura novum. Si forte necesse est.
Indiciis monstrare recentibus abdita rerum:
Fingere cinctutis non exaudita Cethegis
Contingct: dabiturque licentia sumta prudenter
— — — quid autem
Caecilio Plantoque dabit Romanus, ademtum
Virgilio Varioque? — —
— — — licuit, semperque licebit
Signatum praesente nota procudere verbum.
Multa renascentur quae jam cecidere, cadentque
Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus,
Quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi.

Horat. Arte Poet. v. 47 — 72.

III.

S. 240. Des übertriebenen Purismus der Gottschedischen Sekte — Man erinnere sich nur des Neologischen Wörterbuchs. W.

S. 244. Veraltete Ausdrücke — Adelung verlangte, daß man ihm den Satz einräume, „daß veraltete Mundarten nicht zur Verbesserung und Bereicherung neuerer gebraucht werden können, und daß

Schriftsteller kein Recht haben, an der Sprache ihrer Zeit zu künsteln." S. 69.

S. 247. An den drei hübschen Mährchen — In dem ersten Abdruck steht: drei hüpschen Mährchen, so daß sie das Gepräg des hervorgesuchten Alterthümlichen gleich an der Stirne tragen. Vergeblich habe ich mich bemüht, etwas Näheres über sie zu erfahren, worauf mich diese Stelle begierig gemacht hatte, denn auch ein mißlungener Versuch kann lehrreich werden, besonders durch Vergleichung mit ähnlichen Versuchen aus späterer Zeit.

Die Titanomachie.

Dieses Gedicht schrieb Wieland, wie er sagt, als eine Probe von deutschem Marottischen oder (wofern man lieber wolle) Hans Sachsischen Styl. Man sieht, daß es zur Erläuterung dessen dient, was in dem vorhergehenden Aufsatz beiläufig hievon gesagt wurde, und deßhalb hat der Herausgeber ihm diese Stelle angewiesen. Was Göthe in dieser Art gedichtet hat, ist bekannt genug, und es wäre wohl möglich, daß Wieland dessen Prolog zu den neuesten Offenbarungen und das neueröffnete moralische und politische Puppenspiel bei seinem Versuch im Sinne gehabt hätte. Diese beiden Burles-

ken Göthe's erschienen zuerst im Jahre 1774, und Wielands Titanomachie 1775. Flögel urtheilte über diese letzte, wir würden sie, wäre sie fortgesetzt worden, — worauf es Wieland aber gar nicht angelegt hatte, — sicher der Scarron'schen gleich setzen, oder gar vorziehen können.

S. 253. Nowár — Noverre. Kraft des Wiedervergeltungsrechts sind wir nur zu wohl befugt, uns dergleichen Freiheiten mit den Französischen Namen zu nehmen. W.

S. 254. Wie Juvenalis in Satyris —

Cheironomon Ledam molli saltante Bathyllo
Tuscia vesicae non imperat, etc.

S. 254. Arianen — Ariadne, Gemalin des Bacchus.

S. 255. Mulciber — Vulkan.

S. 255. Pelion — Name eines dem Olympus, dem gewöhnlichen Sitze der Homerischen Götter, benachbarten Thessalischen Berges. Die Cedern, (die man da nicht suchen würde) gründen sich auf das Zeugniß eines gewissen Dikäarchos. W.

S. 255. Michel-Engel — Michel-Angelo Buonarotti.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wieland, Christoph Martin,

C. M. Wielands sämmtliche Werke

Bd.: 44

Leipzig 1826

P.o.germ. 1594 ng-44
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123273-2